

**Sitzungsberichte der
Bayerischen Akademie der Wissenschaften**

Philosophisch-historische Abteilung

Jahrgang 1941, Band II, Heft 3

**Die älteste Geschichte
Vorderasiens**

Kritische Bemerkungen zu B. Hroznýs
gleichnamigem Werk

Von

Walter Otto

Vorgelegt am 12. Juli 1941

München 1941

Verlag der Bayerischen Akademie der Wissenschaften

In Kommission bei der C. H. Beck'schen Verlagsbuchhandlung

×

INHALT

I. Die Anlage und der allgemeine Charakter des Werkes.....	5
II. Die völkischen Probleme und die ältesten Völker- wanderungen	18
III. Die anthropologischen Aufstellungen Hroznýs ...	36
IV. Kritik an Einzelem und an der grundsätzlichen Einstellung.....	42
Nachtrag.....	47

DIE ANLAGE UND DER ALLGEMEINE CHARAKTER DES WERKES

Hroznýs Werk „Die älteste Geschichte Vorderasiens“¹ ist zunächst als ein Teil einer für weitere Kreise bestimmten, in tschechischer Sprache verfaßten Geschichte der Menschheit erschienen. Die von Hrozný selbst vorgenommene Übertragung ins Deutsche weicht nur ganz unwesentlich von dem Original ab, abgesehen von der Hinzufügung eines kurzen Schlußkapitels über das kretische Problem und seine Lösung. Bei der Übersetzung haben sich freilich manche sprachlichen Unebenheiten eingeschlichen, die bei der Durchsicht durch einen deutschen Redaktor leicht hätten beseitigt werden können. Entsprechend dem Charakter des tschechischen Sammelwerkes ist auf die Angabe von Einzel-literatur und eine Auseinandersetzung mit dieser im allgemeinen verzichtet; es ist nur am Schluß eine freilich nicht ganz glücklich gegliederte Bibliographie der wichtigsten Einzelveröffentlichungen und der einschlägigen Zeitschriften beigegeben, in der das Schrifttum über die Hethiter besonders stark berücksichtigt ist, während man anderes vermißt. Das Buch ist mit Bildern und Karten ausgestattet; die letzteren sind jedoch nur mit größter Vorsicht zu benutzen, da sie viele unbewiesene Behauptungen Hroznýs wiedergeben (s. den Abschnitt II). Der Verlag behauptet von dem Werke, es sei der erste Versuch einer großen und durchgreifenden Synthese der Geschichte des alten Orients, die dessen einzelne Völker bisher immer gesondert behandelt habe. Daß diese Behauptung nicht zutrifft, bedarf keiner näheren Begründung. Es genügt, ihr gegenüber auf Gaston Masperos große *Histoire ancienne des peuples de l'Orient classique*, auf die zweite Auflage von Eduard Meyers *Geschichte des Altertums* sowie etwa noch auf die *Cambridge Ancient History* zu

¹ Das Werk ist erschienen im Verlag von Melantrich, Prag 1940: 170 S. 3 Karten, 1 Tafel und viele Illustrationen.

verweisen,¹ denen gegenüber Hroznýs Werk durch seine ganze Anlage keinen grundsätzlichen Fortschritt darstellt.

Hrozný beginnt sein Buch mit einer Betrachtung des Schauplatzes der ältesten Geschichte Vorderasiens sowie mit einem kurzen Überblick über die Quellen dieser Geschichte und über deren immer noch stark umstrittene Chronologie. Diese Chronologie hängt abgesehen von einigen strittigen Einzelfragen bekanntlich vor allem ab von dem zeitlichen Ansatz der Regierung Hammurabis von Babylon, ein Problem, das eine allgemein anerkannte Lösung bisher noch nicht gefunden hat, wenn man auch neuerdings weithin mit guten Gründen die Spätdatierung des Königs ins 18. Jahrhundert v. Chr. vertritt,² sowie von der Abschätzung der Dauer der frühgeschichtlichen Kulturen der Uruk- und Dschemdet-Nasr-Zeit. So differieren die chronologischen Ansätze der Frühzeit der vorderasiatischen Geschichte bis in die erste Hälfte des 2. Jahrtausends v. Chr. – mit der babylonischen Chronologie ist auch z. B. die der älteren Hethiterkönige besonders eng verbunden – noch immer um etwa 200 bis 300 Jahre und, je höher wir hinaufkommen, sogar um einen noch längeren Zeitraum. Hrozný schließt sich der sog. mittleren Chronologie an, die mir ebenso wie die sog. lange nicht mehr haltbar erscheint.³ Für ihn beginnt die sog. Obeidzeit, obwohl er die

¹ Die jüngsten Zusammenfassungen der Geschichte des alten Orients bzw. Vorderasiens wie die von A. Moret, *Histoire de l'Orient* (1929–1936), in: G. Glotz, *Histoire ancienne* I, und von L. Delaporte, *Les peuples de l'Orient Méditerranéen* I, *Le Proche Orient Asiatique* (1938) unterrichten naturgemäß zwar besser als die oben genannten, zum Teil sehr viel früher erschienenen Werke über den Stand der Forschung, haben aber nicht deren große allgemeine Bedeutung.

² Freilich bietet der mir bekannte letzte Datierungsversuch von Ungnad, *Arch. f. Orientf.* 13 (1940) S. 145 ff., der nicht nur für Hammurabi, sondern auch sonst Mindestzahlen für die babylonische Chronologie bringt, auch noch keine ganz endgültige Lösung; vor allem bedürfen auch die Angaben der Urkunden von Mari, die zu einer Wiederauflösung der viel behandelten Frage der Regierungszeit Hammurabis geführt haben und die Spätdatierung des Königs zu sichern scheinen, noch der weiteren Überprüfung. Den von Hrozný S. 22 A. 1 erwähnten Datierungsversuch von Smith in seinem Werke „*Alalakh and Chronologie*“ (Hammurabi: 1792–1750) kenne ich nicht.

³ Die sog. kurze Chronologie für die babylonische Geschichte, die seit längerer Zeit vor allem von E. F. Weidner und A. Christian vertreten wird,

Urukzeit mit einer Zeitdauer von im ganzen nur 200 Jahren doch wohl etwas zu kurz ansetzt, schon vielleicht mit dem Ende des 5. Jahrtausends v. Chr.; die Veranschlagung der Länge der Obzeit auf ein gutes halbes Jahrtausend vor der Urukzeit, die zu diesem Ansatz führt, scheint mir allerdings ziemlich willkürlich zu sein.¹

Hroznýs Geschichtsdarstellung hebt an mit der Schilderung der Steinzeit und der äneolithischen Zeit in Palästina. Ihr folgt die Darlegung der vorhistorischen Kulturen im Euphrat- und Tigrisgebiet von der „Halaf-² bis zur Dschemdet-Nasr-Zeit“, und gleichsam als Ergänzung ein Kapitel über Sumer, Akkad und Ägypten in dieser frühgeschichtlichen Periode. Den Abschnitten „Kaukasus, Hamito-Semiten, die kaspischen Völker und die

gewinnt neuerdings immer mehr Anhänger. Ob sie in all ihren Aufstellungen (so auch manche der Aufstellungen Ungnads a. e. a. O.) wirklich sicher ist, erscheint mir jedoch nicht so gesichert, wie dies ihre Vertreter annehmen. Einer von diesen, Wachtsmuth, Arch. f. Orientf. 13 (1940) S. 194 ff., glaubt z. B. jetzt, nicht nur die Dschemdet-Nasr-Periode, sondern auch die Urukzeit noch in die ersten Jahrhunderte des 3. Jahrtausends v. Chr. unterbringen zu können! Bei ihm finden sich überhaupt besonders viele hypothetische, ja m. E. unmögliche Aufstellungen. – Wer sich, wie auch immerhin Hrozný (s. z. B. S. 22 A. 1, 70 A. 1, 79 A. 1 u. 2, 84), der großen Unsicherheit der einzelnen Datierungen für die Ereignisse der babylonischen Geschichte bis auf die Hammurabizeit bewußt ist, sollte es vermeiden, für diese ganz genaue Zeitangaben wie etwa 2527, 2491, 2460–2336, 2328–2311, 2003 oder ähnliche zu geben (s. z. B. S. 77, 78, 80, 86, sowie auch die Tabelle S. 89), und zwar auch dann, wenn er bei den betreffenden Zahlen die Wörtchen „etwa“ oder „um“ hinzusetzt.

¹ Hrozný spricht auf S. 22 A. 1 von der schlecht dokumentierten ältesten ägyptischen Chronologie. So richtig diese Charakteristik auch in mancher Hinsicht ist, so kann ich sie, gebraucht im Hinblick auf die babylonische Chronologie, nicht für glücklich halten, da die Ansätze für die ältere ägyptische Zeitrechnung bei dem jetzigen Stande der Forschung nur um etwa 200 Jahre differieren und vielleicht bald völlige Einmütigkeit über die Chronologie erzielt werden wird. Die hohen chronologischen Ansätze, die Borchardt („Die Annalen und die zeitl. Festlegung des alten Reiches der ägyptischen Geschichte“ [1917] sowie „Die Mittel zur zeitlichen Festlegung von Punkten der ägyptischen Geschichte und ihre Anwendung“ [1935]) in Wiederaufnahme älterer Anschauungen gegenüber Eduard Meyer u. a. aufgestellt hat, nimmt heutigentags wohl niemand mehr ernst; s. hierzu auch Scharffs Ausführungen Hist. Zeitschr. 161 (1939) S. 3 ff.

² Hrozný gebraucht die weniger gebräuchliche Schreibweise Chalaf.

Protoinder“ und „Der Ursprung und die Urheimat der Sumerer und die älteste Völkerwanderung“ schließen sich an die Kapitel: „Die ältesten sumerisch-akkadischen Dynastien bis zur Zeit Sargons von Akkad; Von Sargon bis Hammurabi; Sumerisch-akkadische Kultur; Hethitische und subaräische Völker; Der Einfall der Indo-Europäer in Vorderasien; Geschichte und Kultur der hethitischen und subaräischen Völker.“ Den Abschluß der Geschichtsdarstellung bildet die Lösung des kretischen Problems.

Die aufgezeigte Gliederung läßt erkennen, daß auch von Hrozný die einzelnen Völker Vorderasiens im allgemeinen streng gesondert behandelt worden sind. Dabei fällt auf, daß die vorhistorische Frühzeit Palästinas trotz des wenigen Sicheren, das wir über diese wissen, verhältnismäßig sehr eingehend behandelt wird, während die eigentliche Geschichte Syriens¹ nur nebenbei abgemacht wird. Und doch hätte dieses Gebiet, wenn es auch durch die eigene völkische Kraft bisher niemals zur politischen Einheit gelangt ist, auch gerade als Zwischenland zwischen den großen Reichen des alten Orients eine nähere selbständige Würdigung verdient. Altiran wird sogar nur einmal in einer Nebenbemerkung (S. 154) genannt. Die Geschichte des Zweistromlandes ist bis auf die Zeit des Beginns der Kossäerherrschaft herabgeführt, also bis fast zum Ausgang der 1. Hälfte des 2. Jahrtausends v. Chr.² Ihr gegenüber vermißt man eine geschlossene Darlegung der alten Geschichte Assyriens. Einzelnes wird natürlich auch über die Assyrer geboten, aber mehr gelegentlich, und

¹ Wenn Hrozný den Namen Syrien aus dem sumerisch-akkadischen Landschaftsnamen Subar-Subartu ableitet (während auf S. 14 die Ableitung noch mit der Formel „wie es scheint“ versehen ist, wird sie auf S. 35 ohne jeden Hinweis auf ihre Unsicherheit geboten!), so gehört diese Ableitung zu den vielen abwegigen Namensgleichungen, die wir bei ihm finden (s. zu ihnen u. S. 19 ff.). Auf Hrozný scheinen die einschlägigen wichtigen Aufsätze von E. Schwartz, die dieser im *Philologus* 86 S. 374 ff. und 87 S. 261 ff. im Anschluß an frühere Aufstellungen von Nöldeke über die Entstehung des Namens Syrien veröffentlicht hat, keinen Eindruck gemacht zu haben oder ihm ganz unbekannt geblieben zu sein; sonst hätte er wohl kaum seine Hypothese in dieser Form vorgebracht.

² Bei dem von Hrozný gewählten Ansatz für die Zeit der 1. babylonischen Dynastie schließt die Behandlung der babylonischen Geschichte schon mit der Zeit um 1750 v. Chr.

man erhält sogar über die Entwicklung Elams einen besseren Überblick als über die Assyriens. Diese Behandlung Elams ist an sich sehr zu begrüßen, wenn man sich auch eine schärfere Herausarbeitung der grundsätzlichen Bedeutung der freundlichen und feindlichen Beziehungen zwischen Elamiten und Babyloniern – in dem jahrtausendelangen Kampfe hat ja Elam schließlich durch die von hier vorstoßenden Perser über Babylonien triumphiert – wünschte. Sehr eingehend ist dagegen die Geschichte der Hethiter behandelt, und es wird sogar noch die Aufsaugung der letzten „hethitischen“ Staatengebilde in Nordsyrien durch Assyrien im Jahre 717 v. Chr. erwähnt.¹ Der zeitliche Endpunkt für die Geschichte der einzelnen Völker und Kulturen Vorderasiens ist also recht verschieden gewählt.

Das kretische Problem wird von Hrozný nur gestreift, ausgehend von seinem Entzifferungsversuch der kretischen Schrift. Es wäre wahrlich besser gewesen, wenn Hrozný diesen Abschnitt ganz unterdrückt hätte, da das Problem Kreta, wenn es einmal angeschnitten wird, unbedingt eine eingehendere Darlegung fordert. Zudem gehört Kreta auch gar nicht in eine älteste Geschichte Vorderasiens. Hrozný sieht allerdings in ihm neben Sumern, Akkad, Ägypten, Chatti, dem Indusgebiet und China ein sechstes höchwichtiges Kulturgebiet des ältesten Orients! Diese Charakteristik Kretas (S. 152, s. auch S. 17) zeigt, daß Hrozný mit all dem, was in mühevoller jahrzehntelanger Arbeit vor allem durch die Archäologie über das Wesen der kretischen Kultur festgestellt worden ist, nicht vertraut ist. Denn wenn man auch zugeben muß, daß auf Kreta neben ägyptischen Einflüssen noch weitere Einflüsse des alten Orients, und zwar nicht nur aus dem vordersten Asien, sondern auch aus dem fernerem Vorderasien,²

¹ Dieser Abschnitt ist entsprechend der bisherigen wissenschaftlichen Tätigkeit Hroznýs trotz gar mancher erheblicher Einwendungen, die ich auch hier vorbringen könnte, als Ganzes der bestgelungene des Werkes.

² Sollte sich wirklich für die kretische Frühzeit eine gewisse Berührung ihrer Erzeugnisse auf dem Gebiete der Keramik mit denen der ältesten Induskultur nachweisen lassen, so ließe sich dies ohne weiteres durch beiderseitige Beeindruckung durch die Keramik des Iran erklären. Selbstverständlich darf man auch aus den Ähnlichkeiten der so modern anmutenden Wohnzivilisation im Indusgebiet am Ausgang der ersten Hälfte bzw. der Mitte des 3. Jahr-

nicht anders als bereits sehr früh donauländische eingewirkt haben, so darf man es doch als völlig gesicherte Tatsache ansehen, daß trotz alledem durch die Kreter eine Kultur *sui generis* geschaffen worden ist, die in ihrem innersten Wesen, wie sich dies auch gerade in der kretischen Kunst ausspricht, sogar in entschiedenem Gegensatz zu dem alten Orient steht.

Dem gegenüber stellt allerdings Hrozný (S. 152) die kühne Behauptung auf, nach Kreta sei die kleinasiatisch-hethitisch-sumerische Kultur (!) durch Überflutung der Insel durch die indogermanischen hieroglyphischen „Hethiter“ (zu diesen s. Näheres u. S. 24 ff.) und andere vorderasiatische Völker gebracht worden.¹ Für das 14. Jahrhundert v. Chr. sei für Kreta ebenso wie für große Teile von Griechenland eine churritische Herrschaft zu belegen. Es besteht für Hrozný auch kein Zweifel, daß vorher die Hyksos über Kreta geherrscht hätten.² Da nach ihm (S. 73) „vermutlich“

tausends v. Chr. mit derjenigen, die sich viele Jahrhunderte später in Kreta entwickelt hat, wegen des großen zeitlichen Abstandes keinerlei Folgerungen auf eine engere direkte Verbindung oder Beeinflussung ableiten, und zwar um so weniger, als uns Ähnliches – ich erinnere an die Abwässer-, Klosett- und Waschraumanlagen im Zweistromlande – aus der Zeit der 3. Dynastie von Ur, also etwa aus dem letzten Jahrhundert des 3. Jahrtausends v. Chr., und sogar schon für eine frühere Zeit bekannt ist (s. auch Christian, *Altertums-kunde des Zweistromlandes I* [1939] S. 356). Zunächst dürfen wir nur von Parallelentwicklungen sprechen. Was die Stierspiele und Stieropfer anbelangt, die für die Induskultur bezeugt sind (s. hierüber Fábri, *Ann. Report of the Arch. Survey of India 1934/35* [1937] S. 93 ff.), so darf man sie natürlich auch nicht ohne weiteres in irgendwelche direkte Verbindung mit Ähnlichem, was in Kreta begegnet, setzen. Hrozný S. 55 urteilt auch hier über die Zusammenhänge nicht vorsichtig genug (s. auch S. 50 u. 104; an erstgenannter Stelle glaubt er übrigens die spanischen Stierkämpfe mit dem Kampfe des Gilgames und Enkidu mit einem Stier in Verbindung bringen zu können!). Dies alles bedarf wahrlich noch sehr vorsichtiger weiterer Untersuchungen.

¹ Nach Hrozný soll „allem Anschein nach“ sogar auch ein Großteil Griechenlands wie der ägäischen Inselwelt von einer „hethitisch“-kleinasiatischen Bevölkerung bewohnt gewesen sein. Was Hrozný an Beweisen anführt, zeigt seine Unkenntnis der schwierigen anthropologischen und kulturellen Probleme, die hier zu lösen sind und zum Teil schon gelöst sind; s. z. B. hierüber meine Bemerkungen *Sitz.-Ber. Bayer. Akad. Phil.-hist. Abt. 1940 Heft 6 S. 12 A. 2 und 16 A. 3*.

² Siehe dagegen schon meine Bemerkung *Hist. Zeitschr. 146* (1932) S. 209; dann ebenso v. Bissing, *Arch. f. Orientf. 11* (1937) S. 325.

sogar schon der König Sargon von Akkad, den er – freilich viel zu früh – bald nach 2700 v. Chr. ansetzt, nach Kreta gekommen ist, so hätte sich, wenn man seine Aufstellungen annimmt, wahrlich der ganze alte Orient im Laufe der Zeit auf Kreta ein Stell-dichein gegeben. Von Hrozný wird nicht einmal angedeutet, obwohl er sonst vielfach, wenn auch leider unzulänglich, die anthropologischen Probleme anschnidet (s. Abschnitt III), daß seine These für Kreta mit den anthropologischen Funden in Widerspruch steht: diese bieten wenigstens bisher keine Hinweise auf die nordische Rasse und auch nur verhältnismäßig wenige auf die vorderasiatische Rasse, dagegen ergibt sich aus ihnen, daß allem Anschein nach die mittelländische das die Bevölkerung vornehmlich bestimmende Element gewesen ist.¹ Alle Aufstellungen Hroznýs beruhen denn auch, abgesehen von einigen ohne die nötige Kritik vorgebrachten Namensgleichungen (über solche Gleichungen s. u. S. 19 ff.), auf seinen noch völlig unbewiesenen, ja geradezu phantastischen Behauptungen über die kretische Schrift und Sprache, die beide nach ihm ein wildes mixtum compositum darstellen. Die Schrift hat ihm zufolge (s. auch S. 141) ihre Entsprechungen in der ägyptischen, „hethitisch“-hieroglyphischen, protoindischen und kanaanäischen Schrift, die Sprache sei mit dem hieroglyphischen „Hethitisch“ verwandt und mit anderen kleinasiatischen (churritischen?) oder vorderasiatischen Sprachelementen vermischt bzw. durch sie beeinflußt. Babylonische Wörter begegneten in ihr ebenso wie westsemitische. Für die Festlegung der kretischen Sprache benutzt Hrozný auch ohne weiteres Inschriften aus Eleusis und Theben in „kretischer Schrift“; für ihn scheint das stark umstrittene Problem, ob in den Inschriften des griechischen Festlandes nicht die Sprache dieses Festlandes, und in diesem Falle welche Sprache, wiedergegeben ist, gar nicht zu bestehen.² Eine

¹ Siehe etwa bereits v. Luschan, Zeitschr. f. Ethnol. 45 (1913) S. 307 ff. sowie ferner Xanthudides, The vaulted tombs of Messara (1924) S. 126; Fürst, Lunds Univ. Årsskrift N. F. Avd. 2, 26 Nr. 8 (1930) S. 45 ff.; Marinatos, Ἀρχαιολ. Δελτίον 1930/31, S. 166. Die Klärung der anthropologischen Frage im einzelnen ist natürlich auch für Kreta bei weitem noch nicht irgendwie abgeschlossen.

² Siehe hierzu etwa Persson, Schrift und Sprache in Altkreta, Uppsala, Univ. Årsskrift 1930, 3; Corolla archæologica principi Gustavo Adolpho dedi-

wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem, was Hrozný in seinem „Anhang“ über Kreta bietet, erscheint in Anbetracht der Form, in der er seine Auffassung vorbringt, nicht möglich, und wenn dies alles nicht ein bekannter Gelehrter wie Hrozný in einem auch für Nichtfachleute bestimmten Werke böte, brauchte man es wohl gar nicht erst zu erwähnen.¹

Nach alledem erscheint mir schon die Anlage des Werkes nicht geglückt, und erst recht nicht kann man in ihm eine große Synthese der Geschichte des alten Orients sehen. Hrozný bietet sehr viele Einzelheiten, die in einem Werke, das alles kurz zusammenfassen soll, besonders positivistisch wirken. So werden z. B. die Namenslisten von babylonischen Königen, auch die der mythischen, sogar zum Teil mit ihren Regierungsjahren angeführt.² Sehr viele dieser Namen von Herrschern, die in ihrer Bedeutung nicht charakterisiert werden bzw. gar nicht charakterisiert werden können, könnte man gern vermissen, ebenso wie etwa die genauen Angaben über die Gefangenenzahlen, die nach der Behauptung eines Assyrikerkönigs von diesem in einem Kampf am Euphrat gegen die Hethiter gemacht worden sind (s. S. 129).

Demgegenüber fällt es besonders auf, daß die allgemeinen Probleme, die eine älteste Geschichte Vorderasiens stellt, nicht so

cata, S. 208 ff.; Symbola Danielsson (1932) S. 269, und zu Persson etwa die seinen Standpunkt ablehnenden Bemerkungen des um die Erforschung der kretischen Schrift auch gerade infolge der Nüchternheit seiner Aufstellungen besonders verdienten Sundwall, DLZ 1930 S. 1798; ferner auch etwa Kretschmer, Glotta 21 (1933) S. 156 f.; 22 (1934) S. 199; Evans, Palace of Knossos IV (1935) S. 755 ff. Wie schwierig die Lösung des Sprachproblems der Festlandsinschriften ist und wie vorsichtig man hierbei vorgehen muß, zeigen neuerdings auch sehr eindringlich die Aufsätze von Blegen u. Kourouniotis, Am. Journ. Arch. 43 (1939) S. 557 ff., sowie von Meriggi, Antike 17 (1941) S. 170 ff. über die neugefundenen Tontäfelchen aus Pylos, deren Schrift mit der aus Knossos bekannten sog. Linearschrift B identisch ist.

¹ Es sei anerkannt, daß Hrozný selbst zugibt, er böte sehr viel Hypothetisches. Aber man fragt sich gerade deshalb, warum dann überhaupt diese anhangsweise Behandlung des kretischen Problems und dazu noch in einem für weitere Kreise bestimmten Werke!

² Siehe z. B. S. 62, 65, 78 (an dieser Stelle spricht Hrozný selbst davon, daß es sich um die Nennung bedeutungsloser Könige handelt!), 84; vgl. auch immerhin S. 85, 86, 88.

aufgezeigt werden wie man dies fordern muß. So werden schon die einzelnen Völkerindividualitäten, die uns hier entgegentreten, in ihrem innersten Wesen, in ihren Gegensätzen und Spannungen, in ihren Wandlungen und in ihrer Sonderanlage gegenüber anderen, abgesehen von gelegentlichen Einzelbemerkungen, nicht plastisch herausgearbeitet. Man muß freilich bei einem derartigen Versuch nicht nur feststellen, was die einzelnen Völker vollbracht und gedacht haben, sondern sich auch gerade über das „Wie“ der Leistung klar werden und hierbei das für jedes Volk wirklich repräsentative Einzelne in seiner besonderen Ausgestaltung erfassen. Hegels Wort: „Was ihre Taten sind, das sind die Völker“, kann, wenn man es zu einfach auslegt, leicht irreführen. Man findet bei Hrozný auch keinen rechten Versuch, jedes Volkstum nach seiner eigenen Gesetzmäßigkeit und nicht nach ihm fremden Maßstäben zu werten und zu verstehen, obwohl Derartiges trotz der großen Schwierigkeiten, die sich naturgemäß hier ergeben, in letzter Zeit vielfach nicht nur für die Hethiter, sondern auch für die Ägypter, die Sumerer, Babylonier, Assyrier und die sog. Bergvölker von der Forschung unternommen worden ist. Hierbei spielt neuerdings mit Recht eine besonders große Rolle die sog. Strukturforschung, d. h. der Versuch, die Struktur der Kunst verschiedener Völker nicht nur nach der technischen Seite hin zu erfassen, sondern sie auch weltanschaulich-rassisch auszu-deuten.¹ Freilich sind wir noch weit entfernt von einer wirklich

¹ Siehe einige Ansätze für die Erfassung des national Charakteristischen bei Ägyptern, Babyloniern und Hethitern schon in meiner Kulturgesch. d. Altertums S. 16 f., 27 f., 41 f., Versuche, die freilich noch etwas zu sehr von den Formeln Sprangers in seinen „Lebensformen“ beeinflusst waren. Ebenda habe ich mich auf S. 12 schon gegen die starren schlagwortartigen Schemata ausgesprochen, in die Spengler die verschiedenen Kulturindividuen einzupressen versucht hat. Für die Ägypter s. Bemerkungen wie die von Kees, Kulturgeschichte des alten Orients I, Ägypten, S. 335 ff. (1933) (in meinem „Handbuch der Altertumswissenschaft“), von W. Wolf, Individuum und Gemeinschaft in der ägyptischen Kultur (1935) und dessen neuestes einschlägiges Buch, „Wert und Wesen der ‚Ägyptologie‘“ (1937). Vgl. auch Ausführungen wie die bei G. Krahmer, Figur und Raum in der ägypt. u. griech. Kunst (1931), Frankfurt, Journ. Egypt. Arch. 18 (1932) S. 33 ff., sowie vor allem die Feststellungen von Kaschnitz-Weinberg, Kunstwissensch. Forsch. 2 (1933) S. 7 f.; auch Corolla Curtius (1937) S. 45 f.; Kaschnitz unternimmt hier den Versuch, die „Struktur“ der ägyptischen

exakten „Völkerseelenkunde“, sondern sind erst auf der Suche nach ihr. Jedenfalls läßt sich bei Hrozný irgendein Fortschritt auf dem Wege, den wir hier noch zurückzulegen haben, gegenüber früheren Behandlungen nicht feststellen. Dementsprechend ist dann auch das große grundsätzliche Problem, das die Geschichte des alten Orients stellt: kann man überhaupt mit den Augen des Westens den alten Orient innerlich erfassen? – gar nicht aufgegriffen,¹ ebenso wenig wie die wichtige allgemeine Frage: läßt sich für diesen trotz aller Verschiedenheiten im einzelnen eine gemeinsame Note in den Grundanschauungen, ein altorientalisches Gemeingut gegenüber dem Okzident feststellen?²

Kunst im Gegensatz zum Indogermanischen bzw. speziell zum Griechischen in der im Text gekennzeichneten Weise zu erfassen. Für die Bedeutung der Strukturforschung für die Erkenntnis von Völkerindividualitäten sei hier noch auf die feinsinnigen grundsätzlichen Ausführungen von Schweitzer, N. Jhbb. 1938 S. 162 ff. verwiesen. Für die Sumerer und Babylonier greife ich hier heraus den Aufsatz von W. v. Soden, Leistung u. Grenze sumerischer u. babylonischer Wissenschaft, Welt als Geschichte II (1936) S. 411 ff., 509 ff. sowie Moortgat, Frühe Bildkunst in Sumer (1935). Für die Assyrier verweise ich auf W. v. Soden, Der Aufstieg des Assyrierreiches als geschichtliches Problem (1937), für die Bergvölker auf Moortgat, Die bildende Kunst des alten Orients u. d. Bergvölker sowie Bildwerk u. Volkstum zur Hethiterzeit (1934). Siehe auch die Literaturangaben unten in A. 2. Ich habe aus der einschlägigen Literatur natürlich nur einiges wenige beispielsweise herausgehoben. Wie schwer solche Charakteristiken sind, hat mir auch der Versuch des Grafen Keyserling (Das Spektrum Europas [1928]), die verschiedenen Völker Europas zu charakterisieren, gezeigt, ein Versuch, der neben manchem Feinsinnigen und Treffenden sehr viele Einseitigkeiten, Übertreibungen, Paradoxes aufweist und auch als Ganzes mit seiner schillernden Geistreichigkeit und infolge der mitunter überheblich wirkenden Formulierung der Urteile nicht glücklich wirkt. Auf dem Wege, den Graf Keyserling eingeschlagen hat, kommt man m. E. nicht zu dem erstrebten Ziel.

¹ Siehe hierfür schon meine grundsätzlichen Bemerkungen DLZ 1937 Sp. 1129 ff. u. 1169.

² Außer meinen kurzen Bemerkungen DLZ 1937 Sp. 1168 und denen von Schweitzer, N. Jhbb. 1938 S. 176 s. die einschlägigen Versuche bei F. Wachsmuth, Die Widerspiegelung völkischer Eigentümlichkeiten in der altmorgenländischen Baugestaltung (1938) und Andrae in meinem Handbuch der Archäologie I (1939) S. 747 ff., sowie in seiner soeben erschienenen Schrift: Alte Feststraßen im nahen Osten (1941). Auch eines Buches wie des großen Werkes von H. Frankfort, Cylinder seals. A documentary essay on the art and religion of the ancient Near East (1939), das eine wirkliche Synthese

Aber auch einzelne bedeutsame grundsätzliche Probleme sind nicht scharf herausgearbeitet. So etwa das Einströmen des indogermanischen Volkselements in den alten Orient, bei dem man sich vor allem die Frage vorlegen muß: hat es in diesem wirklich aufwühlend gewirkt und sich in seiner rassischen, körperlichen und geistigen Eigenart längere Zeit gehalten oder ist durch Kreuzung mit an sich nicht gleichen, aber doch gut ergänzenden Elementen etwas positives Neues entstanden oder hat es sich schnell angepaßt und ist trotz der ihm eigenen Kräfte bald durch den Orient erstickt worden? (Siehe auch u. S. 40f.)

Bei Hrozný finden sich einige Ansätze für die Beantwortung dieser Frage nur in dem Abschnitt über die Hethiter. Wir bedürfen jedoch hier noch vieler Einzeluntersuchungen in der Richtung eines Aufsatzes, wie ihn jetzt Schmökel (*Arch. f. Rel.* 37 [1941] S. 1 ff.) vorgelegt hat, über die starke Bereitschaft der Indogermanen für die Annahme einheimischer Götter des alten Orients. Bei der Frage der Aufnahme des fremden Gutes ist natürlich die weitere immer zu stellen, inwieweit dieses dem eigenen Geist angepaßt worden ist. Für den schnellen Verfall indogermanischer Auffassungen im alten Orient sei dann hier beispielsweise noch auf die zahlreichen Urkunden aus Nusi und Arrapha (bei Kerukuk) hingewiesen, die aus der Zeit des neueren Mitannireiches stammen, für das uns noch arische Herrscher namentlich bezeugt sind. Sie zeigen uns, wie ein an und für sich unveräußerliches Lehnsland anstatt des Überganges an den leiblichen Sohn durch eine Scheinadoption des Käufers durch den Verkäufer der natür-

wenigstens auf einem speziellen Gebiete zu bieten versucht, sei hier rühmend genannt; vgl. zu ihm die Grundsätzliche besprechende Besprechung von Moortgat, *Or. L.Z.* 1941 Sp. 217 f. Einen wertvollen Beitrag für eine Gesamtschau des Alten Orients in religiöser Richtung bietet L. Dürr, *Die Wertung des göttlichen Wortes im Alten Testament und im antiken Orient* (1938). Und schließlich möchte ich auch auf das jüngst (1939) erschienene Werk von H. Bolkestein, „Wohltätigkeit und Armenpflege im vorchristlichen Altertum“ verweisen, wo auch der Versuch gemacht wird, auf einem speziellen Gebiet das Denken und Fühlen des alten Orients (freilich nur das der Ägypter und Israeliten) von dem griechischen und römischen abzugrenzen. Gerade gegenüber einer Auffassung, wie sie Cornelius, *Arch. f. Kulturgesch.* 24 (1934) S. 304 f. vertreten hat, erscheinen mir Arbeiten, die das altorientalische Gemeingut herauszuarbeiten versuchen, besonders dringlich zu sein.

lichen Erbfolge entzogen werden konnte. Das altindogermanische Bodenrecht, dem ein solches Verhalten widerspricht, wurde hier also, und zwar unter Billigung des Staates, bewußt umgangen.¹

Daß es sich bei dem immer wieder sich erneuernden Einströmen der Indogermanen in den Orient um eine über etwa zwei Jahrtausende sich erstreckende West-Ost-Bewegung handelt, der später eine große, viele Jahrhunderte lang andauernde Gegenbewegung aus Asien gefolgt ist, die schon im 8./7. Jahrhundert v. Chr. mit dem Vorrücken der indogermanischen Kimmerier und Skythen einsetzt und im großen Mongolensturm sowie in den Vorstößen der Türken gipfelt, kommt bei Hrozný infolge seiner Einstellung zu der Urheimat der Indogermanen (s. u. S. 23) auch nicht zum Ausdruck. Und doch wird man sich der weltgeschichtlichen Bedeutung der großartigen Ausbreitung des kämpferischen Indogermanentums nach Asien erst so recht bewußt, wenn man sie als den „Schlag“ Europas gegen Asien, dem der „Gegenschlag“ Asiens gefolgt ist, herausstellt. Diese beiden „Schläge“ sind wahrlich der eindeutigste Beweis für die Richtigkeit des Gesetzes von dem gleichsam ewigen Kampfe der Nomaden sowie der durch die Lebensnot wieder zu Nomaden gewordenen Völker gegen die sesshafte Bevölkerung von Kulturländern, und man fragt sich, auch gerade in Anbetracht dieses Gesetzes: wird und kann jemals ein wirklicher „Ausgleich“, Hegels „Synthesis“, zwischen den beiden Erdteilen erfolgen?

Für das Versagen Hroznýs bei der Herausarbeitung einzelner wichtiger Probleme sei dann noch ein weiteres Beispiel angeführt, das bei eindringlicher Behandlung auch die Bedeutung des soeben aufgezeigten Gesetzes erkennen lassen würde. Über den eigentlich dauernden Kampf der Herren des Zweistromlandes und der gegen dieses vordringenden Berg- und Steppenvölker bietet Hrozný nur gelegentliche Angaben, und so werden die weittragenden völkischen, politischen und kulturellen Folgen, die dieses jahrtausendelang währende Ringen nicht nur für die Kämpfenden, sondern auch für die Gesamtgeschichte Vorder-

¹ Siehe über diese Urkunden Koschaker, Abh. Sächs. Gesellsch. Phil.-hist. Kl. 39 (1928) S. 9 ff. u. 52 ff. (vgl. auch die auf S. 36 ff. behandelten Urkunden) und dazu Schmökel, Die ersten Arier im alten Orient S. 68 A. 2.

asiens gezeitigt hat, nicht hinreichend herausgearbeitet. Für all solche Fragen sind natürlich gelegentliche Einzelbemerkungen nicht ausreichend, da durch sie die erforderliche Synthese nicht erreicht wird. Und was Hrozný über die engen völkischen Beziehungen der verschiedenen Völker des alten Orients ausführt, ist um so weniger ein Ersatz für die fehlende Synthese, als gerade hier nicht anders als in dem Abschnitt über Kreta ganz ungewöhnlich viele unbewiesene rein hypothetische Behauptungen die Darlegungen bestimmen.

II

DIE VÖLKISCHEN PROBLEME UND DIE ÄLTESTEN VÖLKERWANDERUNGEN

Ich bin mir sehr wohl bewußt, daß der, der den Mut hat, die älteste Geschichte Vorderasiens zu behandeln, ohne Hypothesen nicht auskommen kann. Aber es gilt hier, das nötige Maß innezuhalten und nicht alle möglichen Einfälle sofort drucken zu lassen. Sonst verliert man den sicheren Boden unter den Füßen, der durch jahrzehntelange Arbeit der besonnenen Forschung auch für die älteste Geschichte Vorderasiens geschaffen worden ist, und errichtet ein ganz unsicheres Gebäude, das zudem ein einziger neuer Fund zum Einsturz bringen kann. Es besteht die Gefahr, daß die Geschichte des alten Orients, die augenblicklich an sich schon stark umkämpft ist, wieder in jenen Mißkredit gerät, der es in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts einem Forscher wie A. v. Gutschmid ermöglichte, die schärfsten, freilich weit übertriebenen Angriffe gegen die Ergebnisse der Assyriologie zu richten. Man erinnere sich auch an die nicht erfreulichen Folgen des von Delitzsch entfesselten Babel- und Bibelstreites sowie daran, welche schädigende Wirkung auf die Wertung der Erforschung des alten Orients vor einigen Jahrzehnten Alfred Peiser und die mit ihm gehende Gruppe – leider hat zu ihr auch der um die Entdeckung von Boğazköy so verdiente Hugo Winkler gehört – durch ihre hypothetischen Aufstellungen und ihr gleichzeitiges scharfes Bekritteln jeder vorsichtig vorgehenden Forschung angerichtet haben.¹ Es ist zuzugeben, daß Hrozný seine vielen Vermutungen als solche vielfach äußerlich kennzeichnet. Sehr oft finden sich bei ihm Ausdrücke wie: „es ist nicht unmöglich“, „es ist nicht ausgeschlossen“, „vermutlich“,

¹ Ihr Sprachrohr, die „Orientalistische Literaturzeitung“, die unter ihrer neuen Leitung zu unseren wertvollsten Unterrichtsblättern über den Orient gehört, ist damals auf Grund ihres Inhaltes und ihres Umschlages sehr richtig als die „grüne Giftspritze“ bezeichnet worden, eine Kennzeichnung, die es verdient, in der Wissenschaftsgeschichte fortzuleben.

„vielleicht“,¹ „wahrscheinlich“, „offensichtlich“, „offenbar“ und ähnliche. Sehr bedenklich ist aber, daß Hrozný solche von ihm selbst als unsichere Vermutungen zugegebenen Aufstellungen letzten Endes doch immer wieder zu wichtigsten allgemeinen Folgerungen verwertet.

Besonders bedauerlich ist es, daß von ihm auf anscheinende Gleichheiten von Völkernamen unter gelegentlicher Heranziehung von allgemeinen Wortanklängen² ohne weiteres eine Völker- und Kulturentwicklungsgeschichte des alten Orients aufgebaut wird und Schlüsse auf die Gebiete, von denen die betreffenden Völker ausgegangen sein sollen, gezogen werden.³ Bei diesen Gleichungen wird leider nicht von einer sorgfältigen Feststellung der eigentlichen Form der herangezogenen Völkernamen⁴ ausgegangen,⁵ und so fehlt schon so und so oft die

¹ Auf S. 27 begegnet z. B. innerhalb von 10 Zeilen viermal das Wörtchen „vielleicht“, auf S. 29/30 finden wir das Gleiche sogar innerhalb von 9 Zeilen.

² Besonders viele Wortanklänge bzw. Ableitungen werden auf S. 16, 48, 58, 86, 97, 99, 104, 127, 130 angeführt. Hrozný verfügt über sehr weitgehende Kenntnisse in den verschiedensten Sprachen, und dies verführt ihn, alle möglichen Sprachen zu seinen Gleichungen heranzuziehen. Er gibt zwar gelegentlich zu, daß sie nicht alle gesichert seien, aber er läßt sich doch von dem Willen, sprachliche Verbindungen herzustellen, immer wieder zu stark bestimmen, und er kommt insofern, wenn er auch natürlich in gar manchen Fällen richtige Beobachtungen bietet, zu geradezu phantastisch wirkenden Aufstellungen. Gegenüber der Sucht, Wortanklänge für Sprachverbindungen auszuwerten, sei hier als Warnung etwa auf das koptische Wort **ⲱⲉⲓⲛⲓ** verwiesen, das für „Scheune“ gebraucht wird; ins Arabische ist es als Lehnwort übergegangen. Aber selbstverständlich sind das koptische und deutsche Wort trotz der gleichen Wortbedeutung nicht miteinander in Verbindung zu bringen.

³ Für Hrozný scheint bei der Feststellung von Gleichem, das uns bei verschiedenen Völkern begegnet, mehr oder weniger als Erklärung allein die Annahme von stärkeren völkischen Infiltrationen bzw. von Volkswanderungen zu bestehen; daß z. B. die Keramikformen von Volk zu Volk gewandert sein können, ohne daß sich eine große Völkerbewegung vollzogen hat – Wandertöpfe sind als solche natürlich nicht zu werten –, zieht er anscheinend gar nicht in Betracht.

⁴ Ich gebe die Völkernamen absichtlich in der Form, die Hrozný gebraucht, da ja an diese sich seine Folgerungen anknüpfen.

⁵ In einem Falle bemüht sich Hrozný allerdings einmal um eine eingehendere Beweisführung für einen von ihm postulierten Volksnamen, nämlich bei dem Namen Nésier für die indogermanischen Hethiter; s. S. 110 sowie

nötige sichere Grundlage.¹ Zur Beleuchtung der von Hrozný eingeschlagenen Methode sei hier wenigstens der eine große Komplex dieser Gleichsetzungen (S. 50 ff.) rein referierend vorgelegt.²

Die Gleichsetzung der spanischen Iberer mit dem gleichnamigen Volke im Kaukasus³ leitet die These ein, daß das Gebiet des

vorher Arch. Orientální 1 (1929) S. 294 f.; 3 (1931) S. 193. In einem Keilschrifttext von Boğazköy wird nämlich die Bezeichnung *našili* verwendet in Verbindung mit der Zitierung eines hethitischen Wortes. Nach Hrozný haben wir in *našili* bzw. in *nešumnili*, das nach ihm in einem anderen Keilschrifttext erscheint, nicht nur die einheimische Bezeichnung der indogermanischen hethitischen Sprache zu sehen, sondern er nimmt auch an, die Bezeichnung sei abgeleitet von der alten Stadt Nešaš, die für die Hethiter einmal von Bedeutung gewesen ist. Insofern sei es berechtigt, die indogermanischen Hethiter als Nēsier zu bezeichnen; dies sei ihr richtiger Name. Nun ist aber schon die Ableitung der Bezeichnung *našili* von dem Stadtnamen Nešaš durchaus nicht so gesichert, wie dies Hrozný darstellt; also auch hier, wo auf den ersten Blick gerade für Fernerstehende die Verbindung recht nahe zu liegen scheint, ist noch größte Vorsicht am Platze, was jedoch bei Hrozný nicht herauskommt. Siehe hierzu z. B. die vorsichtigen Äußerungen von Götze, Kulturgesch. d. alten Orients III 1, Kleinasien (1933) S. 51 A. 5 (in meinem „Handbuch der Altertumswissenschaft“).

¹ Ein musterhaftes Beispiel dafür, wie vorsichtig man bei der Gleichung von Volks- bzw. Ländernamen vorgehen muß, geben neuerdings die Ausführungen Bittels (Arch. f. Orientf. 13 [1940] S. 193 A. 31) zu der von manchen vertretenen Annahme, der Name Asien gehe auf die in den hethitischen Inschriften genannte Landschaft Assuva (Hrozný S. 129) zurück. Siehe demgegenüber Hroznýs Bemerkung S. 16 über die Entstehung der Namen von Asien und Europa, die die Umstrittenheit des Problems nur durch Hinzufügung des Wörtchens „offenbar“ zu der von ihm vertretenen ganz hypothetischen Lösung (sie sollen von den semitisch-babylonischen Worten *ašū* „aufgehen“ und *erēbu* „untergehen“ abgeleitet sein) andeuten.

² Nebenbei sei hier doch noch auf Hroznýs Bemerkungen S. 112 im Anschluß an den Namen der Churri verwiesen, wo ich als einwandfrei nur die jetzt wohl allgemein angenommene Gleichung Churri = Chōr gelten lassen kann (die alttestamentlichen Choriter sind ja nicht als Semiten zu werten; s. schon meine Bemerkungen gegenüber E. Meyer in Hist. Zeitschr. 117 [1917] S. 204 A. 1 sowie neuerdings Feiler, Zeitschr. f. Assyr. 45 [1939] S. 216 ff.) oder, um noch ein Beispiel zu nennen, auf die Behauptung (S. 124), die churritischen Hyksos seien zunächst von den Ägyptern Retenu genannt worden, eine Bezeichnung, die wahrscheinlich aus dem assyrischen Namen Rēsēni entstanden sei (zu den Hyksos s. auch u. S. 42).

³ Bei der Anführung dieser Gleichsetzung macht sich eine der erwähnten sprachlichen Unausgeglichenheiten der Darstellung stark störend geltend.

Kaukasus und des Kaspischen Meeres das Zentrum und der Ausgangspunkt einer großen Reihe von Völkern gewesen seien. So werden die nubischen Kuschiten¹ mit den Kaschschiten, den Kaschschû, Kûsu, Kuschschuchâi, griech. Kossaioi, Kissioi, in Verbindung gebracht, die, ausgehend von den südwestlich vom Kaspischen Meer liegenden gebirgigen Gegenden, Babylonien erobert hätten (s. auch S. 88). Vermutlich sei auch das alte Kaschschitisch eine uralte Kaukasussprache, und dasselbe gelte wahrscheinlich auch von dem alten Elamitisch. Der Name Kas stecke auch in dem Namen des späteren Volkes der Kaspioi und ihres Landes Kasplane auf dem südwestlichen Ufer des Kaspischen Meeres,² und selbst der Name des Hindukusch, die dortige Landschaft Kafiristan (Kaspia) hingen wohl mit ihm zusammen.³ Auf den Namen Kas geht dann nach Hrozný „offenbar“ ebensowohl der Name des Kaukasus wie seines höchsten Berges Kazbek, der türkischen Kirghisen, der Kazak, und der russischen Kosaken zurück, wahrscheinlich auch der Name der ältesten hethitischen Hauptstadt Kuschschar, Kussar. Das durch seine Einfälle in das hethitische wie in das assyrische Reich bekannte Volk der Kaskäer, heth. Gaschgasch, assyr. Kaskâja, gehöre gleichfalls zu den kaspischen Völkern. Auch der Name der nordbabylonischen Stadt Kisch und somit auch das Volk der Kischioten, die älteste mit dieser Stadt in Verbindung stehende semitische Schicht in Babylonien,⁴ werden von Hrozný mit dem kaspischen Gebiet in Verbindung gesetzt (S. 58; s. hierzu S. 47, 57, 62).

¹ Zu dem Namen Kuschiten fügt Hrozný noch hinzu: Kûsch, Kûsu, Kaschi.

² Das Suffix „pi“ stellt hier nach Hrozný die elamitische Pluralbildung dar; zu der Verwendung dieses Suffixes s. schon meine Bemerkungen DLZ 1909 Sp. 3187.

³ Bei der Deutung des Namens Hindukusch = das Land Kusch der Hindu deutet Hrozný noch das Unsichere seines Schlusses an, bietet dann aber als unmittelbaren Ausfluß dieser Deutung eine ganz positive Aufstellung.

⁴ Den Namen der Stadt Kisch bringt Hrozný S. 58 anscheinend mit den Sumerern in Verbindung, was auf den ersten Blick zu der obigen Behauptung nicht so ganz stimmt (s. aber u. S. 23); der Name Kêsch für Tell el-Obeid ist nach ihm möglicherweise auch ein Hinweis auf den Ursprung der Bewohner aus dem kaspischen Gebiet.

Weiterhin ist Hrozný des Glaubens, daß auch die Schöpfer der berühmten vorarischen Induskultur von Mohenjo-daro und Harappa aus der ersten Hälfte bzw. der Mitte des 3. Jahrtausends v. Chr.¹ „Kuschiten“ gewesen seien: sie seien vom Kaspischen Meere ausgezogen; die Kultur sei kaspischen Ursprungs.² Gleichzeitig spricht er sich für ihre Verwandtschaft mit den sog. hieroglyphischen „Hethitern“ aus, die er als Indogermanen³ auffaßt. Diese hieroglyphischen „Hethiter“ hätten, vermischt mit den Churritern und vielleicht auch mit Elamiten und anderen Völkern Vorderasiens, sich des nordwestlichen Indiens bemächtigt (S. 117). So gut uns diese Induskultur bekannt ist, so wenig Sicheres vermögen wir freilich bisher über ihre völkische Eingliederung zu sagen;⁴ Hrozný löst jedoch die völkische Frage schon in all ihren Einzelheiten. Er hält es dann für nicht unmöglich, daß der Name der tocharischen Kuschânas sowie die Bezeichnung Kūsân für ihre Stadt Kutschâ und die tocharische Sprache kaspischen Ursprungs seien, so daß die Kuschânas im nordwestlichen Indien nach Jahrtausenden die Nachfolger der einstigen protoindischen Kuschiten seien!⁵

Aus dem kaspischen Raum sind nach Hrozný auch die Elamiter, Lullubäer, Gutäer, Subaräer-Churriter, Urartäer und

¹ Der nähere zeitliche Ansatz dieser Kultur hängt von der Stellung ab, die man zu der babylonischen Chronologie einnimmt; s. o. S. 6 f.

² Hrozný S. 53 ff. stützt sich hierbei auf seinen Entzifferungsversuch der protoindischen Inschriften, den er in seiner Schrift „Die älteste Völkerwanderung und die protoindische Zivilisation“ (1939) vorgelegt hat. Schon der Titel „Älteste Völkerwanderung“ muß irreführen, und die Entzifferung geht m. E. gerade bei näherer Prüfung über phantasievolle Kombinationen nicht hinaus. Hrozný hält diese protoindische Schrift für verwandt mit der hethitischen Hieroglyphenschrift und konstruiert dann (S. 150) noch eine Verwandtschaft dieser beiden Schriften mit der altkretischen; s. o. S. 11.

³ Hrozný gebraucht stets die Bezeichnung „Indoeuropäer“. Ich setze dafür immer das in der deutschen Wissenschaft gebräuchliche Wort „Indogermanen“.

⁴ Frankfort, Ann. Bibl. of Ind. Arch. 7 (1932) S. 11 glaubt z. B., bei ihnen ein mit Akkad gemeinsames Bevölkerungselement feststellen zu können. Das Gemeinsame, das sich zwischen Akkad und dem Indusdal unbedingt aufweisen läßt, kann man aber auch einfach durch Handelsbeziehungen erklären (so z. B. Christian a. a. O. I S. 331) sowie durch beiderseitige Abhängigkeit von einem Dritten auf dem Umwege über Iran.

⁵ Dieser Schluß wird trotz der unsicheren Prämissen, die Hrozný vorher zugibt, ohne jede Einschränkung aufgestellt.

Chattier abgeströmt (S. 154; vgl. S. 78 f., 109), und auch die Hamito-Semiten, deren enge Rassen- (!) und Sprachverwandtschaft ihm feststeht (S. 49), seien von dort ausgegangen.¹ Die Urheimat der Indogermanen setzt er in die Nähe an, nördlich vom Schwarzen Meer, dem Kaukasus und dem Kaspischen Meer, zu beiden Seiten des Ural.² In ihrem Grenzgebiet, irgendwo in der Kirghisensteppe östlich vom Ural, seien die Sumerer zu Hause gewesen (S. 59 u. 154), aber auch sie hätten bei ihrer Wanderung nach Babylonien – schon für die Obeidzeit sieht er in ihnen die Träger der damaligen Kultur (S. 39)³ – ihren Weg über Transkaukasien genommen (S. 58, 59 u. 62).

Nach alledem darf man – auch die Megalithvölker sollen einst in der Gegend des Kaspischen Meeres gesessen haben (S. 29 f.) – geradezu von einer „Kaspomanie“ Hroznýs sprechen.⁴ Schon das kurze Referat über diese Manie dürfte zeigen, daß ein eigenes Buch, umfangreicher als das Werk Hroznýs, nötig wäre, um die

¹ Siehe S. 49 u. 56; auf S. 49 spricht er freilich auch davon, daß die hamitischen Völker zunächst vielleicht am Fuß des Himalaya gesessen haben.

² Siehe S. 49, 104, 114; auf S. 49 findet sich noch das einschränkende Wörtchen „offenbar“; auf S. 104 u. 114 begegnet jedoch eine solche Einschränkung nicht mehr. Er spricht übrigens ebenso wie bei den Hamito-Semiten auch bei den Indogermanen in diesem Falle von der Urheimat. Letzten Endes erklärt er allerdings Zentralasien für die Wiege der Menschheit. Siehe S. 153, auch S. 31, 33, 43 u. 49; auf S. 153 findet sich dann die nicht sehr klare Einschränkung der „westlichen“ Menschheit, und auf S. 31 spricht er von den ältesten asiatischen Völkern, die aus Zentralasien in die verschiedensten Richtungen ausgewandert seien. Man vermißt immer wieder scharfe, eindeutige Formulierungen.

³ Eine zweite sumerische Einwandererschicht nimmt er für die Urukzeit an (S. 43). Auf den zwei sumerischen Einwandererschichten beruht nach ihm auch die Zwiespältigkeit des sumerischen Volkes in der Sprache wie in der Rasse (S. 44 u. 58 f.). Für diese Zwiespältigkeit führt er die beiden uns bekannten sog. sumerischen Dialekte an; die beigegebene anthropologische Begründung ist wie all seine einschlägigen Bemerkungen unscharf und zeigt, daß er auf diesen Gebieten nicht zu Hause ist (s. Abschnitt III). Die in diesem Zusammenhang gebotenen Gleichsetzungen von Volk- und Ortsbezeichnungen sind besonders willkürlich; dem entsprechend finden sich freilich auf S. 44 auch viele Andeutungen für die Unsicherheit des Vorgebrachten.

⁴ Siehe auch seinen kurzen Aufsatz „Sur les peuples Caspiens“ in Arch. Orientální 11 (1940) S. 203 ff., der die gleichen Thesen wie das Buch vertritt, ohne sie jedoch wissenschaftlich wirklich zu fundieren.

erforderliche Richtigstellung vorzunehmen. Zudem würde eine Kritik der Aufstellung Hroznýs in allem einzelnen auch nur fruchtbar sein, wenn sie an nähere Begründungen, die dieser böte, anknüpfen könnte. Dies ist jedoch nirgends der Fall. So sei hier nur auf eines der vielen von Hrozný angeschnittenen völkischen Probleme etwas näher eingegangen, auf seine hieroglyphischen „Hethiter“.¹ Er hält sie für Verwandte der Protoindier von Mohenjo-daro, die nach ihm Pionierarbeit im ältesten Indien geleistet haben, und rechnet für sie mit der Möglichkeit, daß die durch die Stadt Kuschschar repräsentierten Kuschiten zu ihnen gehören. Und ferner erscheint es ihm nicht ausgeschlossen, daß sie nach der nordsyrischen Stadt Palâ² als Paläiter bezeichnet sein könnten.³ Die Sprache sei eng mit dem Keilschrift-hethitischen und noch enger mit dem Luwischen verwandt.⁴ Auch die Gottheiten der hieroglyphischen „Hethiter“ versucht er festzustellen (S. 141), und ferner glaubt er, diesen auch bestimmte künstlerische Leistungen zuteilen zu können (s. u. S. 27 A. 2 u. 32). Was wissen wir nun tatsächlich über dieses neue indogermanische Volk (s. S. 17) der hieroglyphischen „Hethiter“?

¹ Für ihre Erwähnung s. das Register s. v., im übrigen vor allem S. 114 ff.

² Götze, Kleinasien S. 49, spricht demgegenüber von dem Lande Palâ, das nach ihm in der Frühzeit des Hethiterreiches von Bedeutung gewesen sein soll und das er in Kleinasien gegen Paphlagonien hin ansetzt.

³ Auf S. 117 u. 131 findet sich eine sehr viel vorsichtiger Formulierte dieser These als auf S. 152. Auf Grund seiner Vermutung, daß die hieroglyphischen „Hethiter“ den Namen Paläiter geführt haben, hält es Hrozný, da er diese Hethiter mit Kreta in Verbindung bringt, für „vielleicht denkbar“, daß der Name der kretischen Pelasger eine Weiterbildung dieses Namens sei!

⁴ Siehe S. 115 f. u. 141. Hrozný gebraucht als Bezeichnung der Sprache das Wort „luisch“ und spricht von dem Volk der Luitier (s. Register s. v.). Über das Luwische s. etwa Rosenkranz, Indog. Forsch. 52 (1938) S. 264 ff. Die Verwandtschaft des Luwischen mit dem Keilschrift-hethitischen erscheint gesichert, im übrigen scheint mir sein indogermanischer Sprachcharakter in manchem einzelnen noch nicht so festzustehen, wie dies manche Sprachforscher annehmen. Rosenkranz tritt dafür ein, daß das Luwische eine weitverbreitete Umgangssprache im Hethiterreiche gewesen sei, während Schmökel, Arch. f. Rel. 37 (1941) S. 5 A. 2 in den Luwiern „ein früheres, bedeutungsloses indogermanisches Einsprengsel“ im Hethiterreich sieht, allerdings ohne für diese viel zu weitgehende Behauptung irgendeine Begründung beizubringen. Das eine erscheint mir sicher, das luwische Problem bedarf noch einer gründlichen Nachprüfung.

Als Grundlage unserer Kenntnis besitzen wir nur die Inschriften, welche in der sog. hethitischen Hieroglyphenschrift abgefaßt sind.¹ Es wäre sehr verdienstlich, wenn in Ergänzung der Karten, welche Garstang (*The Hittite Empire* zu S. 343) und Götze (*Kleinasien* S. 164) über die Verbreitung der sog. hethitischen Denkmäler in Kleinasien und Syrien ausgearbeitet haben, auch eine solche der Fundstätten der hethitischen Hieroglypheninschriften, welche sich nicht ganz mit denen der Denkmäler decken, unter Angabe der Anzahl der Inschriften und der ungefähren Zeit, der diese angehören, aufgestellt würde. Aus einer solchen Karte ließen sich nicht nur über die Entwicklung der Hieroglyphenschrift, die m. E. noch nicht genügend berücksichtigt und ausgenützt wird, sondern auch über die der Sprache wichtige Schlüsse gewinnen; die historische Auswertung der so gewonnenen Erkenntnisse würde die Entscheidung des hier zu lösenden Problems sehr erleichtern.²

Die eine große Gruppe der hethitischen Hieroglypheninschriften umfaßt Inschriften von Denkmälern aus Nord- und Mittel-

¹ Siehe J. Friedrich, *Entzifferungsgeschichte der hethitischen Hieroglyphenschrift* (1939). Friedrich hat die wichtigste Literatur sehr gut zusammengestellt. Zu ihr füge ich hier nur hinzu die neueste Veröffentlichung von H. G. Güterbock, *Siegel aus Boğazköy I* (1940), dies gleichsam eine erste Zusammenfassung seiner verschiedenen ausgezeichneten früheren Beiträge zur Entzifferung der hethitischen Siegel; ferner nenne ich noch Bittel, *Arch. f. Orientf.* 13 (1940) S. 181 ff. Die Belege für die im folgenden gebotenen Aufstellungen finden sich im wesentlichen in der vorher genannten Literatur, so daß ich auf vieles Einzelne verzichten kann.

² Schon Güterbock, *Abh. Berl. Akad.* 1935, 1, S. 83, hat die Forderung gestellt, die vorhandenen Unterschiede in der Schrift der Inschriften bei den Entzifferungsversuchen zu beachten und die Inschriften in Epochen zu gliedern. Ein wichtiger Ansatz zur Erfüllung dieser Forderung findet sich bei Meriggi, *Revue Hittite et Asianique* 4 (1936/38 S. 68 ff. u. 157 ff. Er bietet hier Tafeln der Schriftzeichen der Hieroglypheninschriften, die in drei zeitlich voneinander getrennte Gruppen zerfallen. Güterbock verspricht in dem zweiten Teil seiner „*Siegel aus Boğazköy*“ eine Zeichenliste der auf den Siegeln vorhandenen Hieroglyphen zu geben. Er hat schon früher (*Mitt. Deutsch. Orient. Gesellsch.* 75 [1937] S. 53) auf die Entwicklung der Zeichen, die sich auf den Siegeln befinden, hingewiesen, auch darauf, daß hier schon ganz kursive Zeichenformen vorkommen. Hoffentlich ist es ihm möglich, in seiner Liste neben der Aufzeigung der Entwicklung der Zeichenformen auf den Siegeln diese bereits in Parallele zu der der Inschriften zu stellen.

syrien,¹ die der Zeit von etwa 1000 bis 700 v. Chr. angehören und mit den dort damals bestehenden sog. hethitischen Fürstentümern, den syrischen „Chatti“ – Karkemisch war der wichtigste Staat – zusammenhängen.² Es handelt sich um Inschriften, die, als feierliche Aufschriften für Denkmäler verwendet, einen amtlichen, man kann sogar schon sagen höfischen Charakter tragen und die allem Anschein nach anders als z. B. viele assyrische nicht als typisch politisch-historische zu werten sind.³ Mit ihnen hat man einige wenige Inschriften stark kursiven Charakters auf Bleistreifen, die in Assur gefunden und wohl hierhin verschleppt sind, in Verbindung zu bringen; allem Anschein nach sind es Dokumente des täglichen Lebens. Die Schrift ist mithin in dieser späteren Zeit sowohl als Aufschrift wie als Verkehrsschrift verwendet worden. In welchem Umfange als letztere kann man infolge der Zufälligkeit des Fundes in Assur und, da kursive Zeichenformen auch gar nicht selten auf den Denkmälern begegnen, und zwar schon in der Zeit des hethitischen Großreiches,⁴ nicht feststellen, aber man darf wohl die grundsätzliche Behauptung wagen, daß sie über die syrischen Chattigebiete hinaus kaum gebraucht worden ist.

Trotz all der vielen Unsicherheiten, die hinsichtlich der Lesung und Deutung dieser syrischen Inschriften noch immer bestehen, scheint eine indogermanische Sprache durch sie wiedergegeben zu sein, die den anderen alten indogermanischen Sprachen Kleinasiens, und zwar gerade dem Keilschrift-hethitischen und dem Luwischen, sehr nahesteht. Die syrischen Chatti geben sich alsdann nicht nur durch ihren Namen, sondern auch durch die bei ihnen vorkommenden Herrschernamen, die mit denen berühmter alter Hethiterkönige übereinstimmen und die Erinnerung an diese wachhalten sollen,⁵ als Nachfahren des alten He-

¹ Nur ganz vereinzelt Material findet sich auch östlich des Euphrat, aber nicht zu entfernt von diesem.

² Siehe schon meine Bemerkungen über diese Chatti in *Hist. Zeitschr.* 117 (1917) S. 226 f.; ferner etwa E. Meyer, *Gesch. d. Altertums II.* 2², S. 366f.

³ Daß die hieroglyphisch-hethitischen Texte uns vor allem das Interesse ihrer Verfasser an den toten Vorfahren und dem Totenkult lehren (S. 130, 148), gehört in dieser überspitzten Form zu den unhaltbaren Feststellungen Hroznýs.

⁴ Hier auch auf den Siegeln, s. hierzu auch u. S. 29 f.

⁵ Siehe schon meinen Hinweis *Hist. Zeitschr.* 117 (1917) S. 226 A. 4; seit-

thiterreiches.¹ Auch in der Kunst bestehen Verbindungen mit der Kunst, die in Kleinasien während der Hethiterzeit begegnet.² Nach alledem kann man mit gutem Grund behaupten, daß in Nordsyrien die kleinasiatischen Hethiter eine letzte Zufluchtsstätte gefunden und daß gerade die Dynasten ihnen angehört haben dürften. Inwieweit stärkere indogermanische Bestandteile des alten Hethitervolkes hier in den ersten Jahrhunderten des

dem hat Jirku, *Zeitschr. f. Assyrl.* 37 (1927) S. 137 ff. weitere Namen von nordsyrischen Fürsten zusammengestellt, die denen der alten Hethiterkönige gleichen, und darauf hingewiesen, daß in Karkemisch schon zur Zeit Mursiliš II. ein Herrscher eingesetzt war, der einen solchen Namen getragen hat; im letzteren Fall handelt es sich freilich um einen hethitischen Prinzen.

¹ Wenn ich hier von dem alten Hethiterreich spreche, so denke ich in diesem Falle einfach an das Hethiterreich in Kleinasien, das dort während des 2. Jahrtausends bestanden hat und zu Beginn des 12. Jahrhunderts v. Chr. zusammengebrochen ist, aber nicht an dessen Untergliederung in ein Altes, Mittleres und Neues Reich, die man für dieses Reich im Anschluß an die Gliederung der ägyptischen Geschichte anwendet.

² Siehe hierzu einmal Götze, *Kleinasien* S. 163 f. mit Literaturangaben, unter denen auch meine eigenen früher geäußerten grundsätzlichen und speziellen Auffassungen in der öfters zitierten Abhandlung in der *Hist. Zeitschr.* 117 (1917) sowie der wichtige Aufsatz v. Bissings, *Arch. f. Orientf.* 6 (1931) erwähnt sind; ferner Götzes „Hethiter, Churriter und Assyrer“ (1936) S. 109; dann K. Bittel, *Die Ruinen von Boğazköy, der Hauptstadt des Hethiterreiches* (1937); W. v. Soden, *GGA* 1938 S. 216 f. Neuerdings ist noch ein einschlägiges Werk von W. Krause erschienen: „Boğazköy, Tempel“ I (1940). Auf S. 70 bemerkt dieser sehr richtig: was in Boğazköy hethitisch und was protohittisch, also vorhethitisch, sozusagen typisch kleinasiatisch ist, wird sich kaum reinlich trennen lassen. Es erhebt sich dann noch das schwierige Problem, den Einfluß der churritischen Kunst abzugrenzen; für diese ist immer noch grundlegend Moortgat, *Die bildende Kunst des alten Orients und die Bergvölker* (1932) sowie sein Büchlein „Bildwerke und Volkstum Vorderasiens zur Hethiterzeit“ (1934). Wenn Hrozný S. 146 von einer churritisch-„hethitisch“-hieroglyphischen Kunst spricht (s. o. S. 24), so wendet er einen Begriff an, bei dem er das Volk der hieroglyphischen „Hethiter“ als eine fest umrissene Größe einsetzt, und zwar allein deshalb, weil hethitische Hieroglypheninschriften mit Denkmälern verbunden erscheinen, die künstlerisch keinen einheitlichen Charakter aufweisen. Seine Feststellung, die Schaffung des Bit hilāni sei vornehmlich der Initiative der hieroglyphischen „Hethiter“ zu verdanken, ist ebensowenig begründet (s. hierzu auch Andrae in meinem *Handb. d. Arch.* I S. 703 f.) wie seine Behauptung von dem Vorhandensein einer Symbiose der churritischen und hieroglyphisch-„hethitischen“ Kunst in der protoindischen Kultur; vgl. S. 148.

1. Jahrtausends v. Chr. noch fortgelebt haben, läßt sich auch heutigentags noch nicht entscheiden; sehr wahrscheinlich ist es allerdings nicht.¹ Jedenfalls läßt sich auf Grund der syrischen Inschriften ein Volk der hieroglyphischen „Hethiter“ als ein wirklich greifbares Gebilde, dem man eine bestimmte völkische Eigenart zuteilen könnte, zunächst nicht feststellen.

Aus der Zeit des hethitischen Großreiches stammt die zweite große Gruppe der hethitischen Hieroglypheninschriften. Diese finden sich einmal auf Königssiegeln, die zum größten Teil in zwei Schriften abgefaßt sind – neben den hethitischen Hieroglyphen steht eine Keilschriftinschrift in akkadischer Sprache –, sowie auf nichtköniglichen Siegeln, die entweder nur Hieroglyphen oder bildliche Darstellungen mit oder ohne Hieroglyphen enthalten.² Unter den königlichen Siegeln gibt es solche mit Namen von Königen und Königinnen des hethitischen Großreiches; ein Siegel mit besonders altertümlichen Zeichen, das in Tarsus gefunden ist, gehört einem König Išputaḫšu, der wohl kein hethitischer Großkönig war,³ und schließlich sind unter diesen Siegeln auch nichtindividuelle Siegel vertreten. Soweit sich die Siegel bisher datieren lassen, gehören sie, abgesehen von dem des Išputaḫšu, erst der Zeit des sog. neuen hethitischen Reiches an, sind also nicht früher als in den Ausgang des 15. Jahrhunderts v. Chr. zu setzen. Hrozný (S. 116) behauptet allerdings, das älteste der erhaltenen Königssiegel mit hieroglyphischer Inschrift stamme von dem hethitischen König Ḫuzzija und gehöre der Zeit um 1700 an. Er datiert jedoch diesen König zu früh; schließt man sich der neuen Chronologie für Ḫammurabi an (s. o. S. 6), so wäre Ḫuzzija, den man irgendwie mit dem berühmten alten König Telipinu zeitlich in Verbindung bringen kann, etwa in die Mitte

¹ Ich bleibe bei meiner seinerzeitigen Aufstellung (Hist. Zeitschr. 117 [1917] S. 226), daß ethnographisch alles noch unsicher ist.

² Siehe hierfür das schon zitierte Werk von Güterbock, Siegel aus Boğazköy, das in seinem ersten Teile allerdings nur die königlichen Siegel bietet, während der zweite die nichtköniglichen Siegel enthalten soll.

³ Siehe Götze, Amer. Journ. Arch. 40 (1936) S. 210 ff. Ob Išputaḫšu mit einem König von Kizvatna dieses Namens, der uns durch einen Vertrag mit dem alten Hethiterkönig Telipinu bekannt ist, zu identifizieren ist, ist nicht ganz sicher. Siehe Güterbock, Siegel I S. 55 A. 197 u. 198; Hrozný S. 124 ist hier wieder zu wenig kritisch.

des 16. Jahrhunderts v. Chr. anzusetzen, vielleicht aber sogar erst in das 15.¹ Vor allem enthält jedoch das Siegel dieses Königs gar nicht einen hieroglyphisch geschriebenen Königsnamen, sondern der Name ist in rein keilschriftlicher Fassung wiedergegeben, wie dies auch bei dem Siegel des Königs Alluvamna, der auch mit dem König Telipinu zeitlich zu verbinden ist, der Fall ist. Es finden sich auf diesen Siegeln anstatt der Hieroglypheninschriften vielmehr nur Symbole, eine Rosette von einem Zackenkreuz umgeben bzw. nur die Rosette.² Man kann diesen Zeichen eine magische oder wappenmäßige Bedeutung beilegen,³ aber auf keinen Fall eine hieroglyphische Beschriftung aus ihnen erschließen. Hethitische Königssiegel mit hieroglyphisch geschriebenen Königsnamen besitzen wir eben erst aus der Zeit des Neuen Reiches.⁴

Dieser Zeit gehören nun auch, soweit ich sehe, alle Denkmälerinschriften Kleinasiens an. Diese Inschriften haben den grundsätzlich gleichen Charakter wie die syrischen, d. h. einen ornamentalen Beischriftcharakter. Es handelt sich, sofern sie etwas umfangreicher sind, um feierliche Prunkinschriften, die verschiedenen Zwecken gedient haben dürften.⁵ Die Hieroglyphenschrift erweist sich somit als die Monumentalschrift des hethitischen Großreiches. Da wir freilich recht kursive Zeichen-

¹ Siehe hierzu Güterbock, Siegel I S. 54; Sommer, Abh. Bayer. Ak. Phil.-hist. Abt. Heft 16 S. 109 hält es nicht für sicher, daß man einen König Huzzija auch für die Zeit des sog. Mittleren Reiches annehmen darf. Der König Telipinu ist, wenn man sich dem neuen Spätansatz für Hammurabi und die erste babylonische Dynastie anschließt, sehr viel später, als man dies bisher getan hat, etwa in die letzten Jahrzehnte des 16. Jahrhunderts v. Chr. anzusetzen; dadurch verengt sich die berüchtigte Lücke in unserer Kenntnis der hethitischen Geschichte zwischen den Königen des sog. Alten Reiches, zu denen auch Telipinu gehört, und denen des Neuen Reiches, d. h. das sog. Mittlere Reich umfaßt nur eine Zeit von einigen wenigen Jahrzehnten. Vgl. etwa den chronologisch-historischen Überblick bei Götze, Kleinasien S. 78 f., der jetzt allerdings zu modifizieren ist.

² Siehe Güterbock, Siegel I S. 51 Nr. 85 u. 86. Vgl. auch immerhin Nr. 87–91 und Güterbocks Bermerkungen S. 54 zu ihnen.

³ Siehe auch etwa Güterbock, Abh. Berl. Ak. 1935, 1, S. 73 ff.

⁴ Siehe die Zusammenstellungen bei Güterbock, Siegel I S. 2 ff.

⁵ So denkt z. B. Bittel, Arch. f. Orientf. 13 (1940) S. 193 auch an Grenzdenkmäler.

formen nicht nur auf den Denkmälern, sondern auch gerade auf den Siegeln finden, und Hieroglyphenzeichen gelegentlich auch auf Tontafeln eingeritzt sind, so besteht die Möglichkeit, daß auch schon damals die Hieroglyphenschrift¹ als Verkehrsschrift benützt worden ist. Ein endgültiges Urteil hierüber sollte man freilich noch nicht fällen, da man bei den vielen Tausenden von gefundenen Keilschrifttontäfelchen, die uns die rege Schreibtätigkeit im hethitischen Großreich bezeugen, eigentlich auch den Fund wenigstens einer Tafel, bedeckt mit der hieroglyphischen Verkehrsschrift, erwarten sollte; das *argumentum ex silentio* kann freilich leicht irreführen.

Auf jeden Fall besitzen wir keine wirklich alten Zeugnisse für die Anwendung der hethitischen Hieroglyphenschrift von seiten der die Keilschrift anwendenden Hethiter des Großreiches. Das älteste Dokument für die hethitische Hieroglyphenschrift ist vielmehr bisher jenes Siegel des Königs Išputahšu aus Kilikien, dessen Ansatz etwa um die Mitte des 2. Jahrtausends v. Chr. recht wahrscheinlich ist, d. h. in eine Zeit, wo die Zugehörigkeit Kilikiens zum hethitischen Großreich nicht gesichert ist.² Für die Sprache der hethitischen Hieroglypheninschriften läßt sich aus den Königssiegeln nichts entnehmen. Inwieweit für die Schreibung der Siegel außer Ideogrammen auch phonetische Zeichen verwendet worden sind, bedarf noch der weiteren Untersuchung; aber wenn wir auch auf Grund der letzten Forschungsergebnisse die Mitverwendung von Lautzeichen annehmen dürfen, so läßt sich hieraus für die Sprache bei dem rein titularen Charakter dieser Siegelinschriften nichts folgern, da irgendwelche Appellativa, die Schlüsse gestatten würden, bisher nicht festgestellt sind.

Für sprachliche Schlüsse sind wir also allein auf die Denkmälerinschriften angewiesen, die zwar recht zahlreich,³ aber zum großen Teil sehr schlecht erhalten sind. Daß in all diesen Inschriften genau die gleiche Sprache wie in den syrischen an-

¹ Siehe Güterbock, Mitt. Deutsch. Orient-Gesellsch. 75 (1937) S. 53.

² Siehe Götze, Journ. Amer. Orient. Society 59 S. 4.

³ Aus dem westlichen Kleinasien sind nur ganz wenige Inschriften erhalten; in dieses Gebiet sind eben die Hethiterkönige nur gelegentlich vorgestoßen. Siehe jetzt auch Bittel, Arch. f. Orientf. 13 (1940) S. 193.

gewendet worden ist, wird zwar von ihren Bearbeitern sozusagen unwillkürlich vorausgesetzt, erscheint mir aber immer noch nicht bewiesen.¹ Gesichert erscheint mir nur, daß eine der Sprache der syrischen Inschriften sehr ähnliche indogermanische Sprache auch in den kleinasiatischen Inschriften vorliegt, man braucht jedoch nicht genau die gleiche Sprachform wie die, die in den jüngeren Inschriften vorkommt, anzunehmen, ja darf dies sogar eigentlich nicht. Denn es wäre geradezu wunderbar, wenn sich die Sprache der hethitischen Hieroglypheninschriften über viele Jahrhunderte hindurch, dazu noch verwandt in einem anderen, völkisch nicht gleichartigen Gebiete, unverändert erhalten haben würde². Die Forschung sollte vielmehr bestrebt sein, in Zukunft gerade das sprachlich Besondere der alten kleinasiatischen Hieroglypheninschriften herauszuarbeiten. Ob sich dann eine besondere, d. h. die dritte indogermanische Sprache für das alte Kleinasien zur Zeit des Hethiterreiches ergeben wird, ist mir noch sehr fraglich. Man muß jedenfalls mit der Möglichkeit rechnen, daß die Sprache von den Keilschriftethithitern für offizielle Zwecke angewendet wird, daß wir in ihr nur eine besondere Sprachform des Keilschriftethitischen vor uns haben, in der, da es nicht die Sprache des täglichen Lebens war, sich zunächst Altes konserviert hat,³ das sich jedoch im Laufe der Zeit auch dem Wandel

¹ Siehe Hist. Zeitschr. 117 (1917) S. 201, wo ich allerdings ein zu weitgehendes Auseinandergehen der Sprache der Inschriften für möglich gehalten habe; damals waren freilich die sprachlichen Ergebnisse der Erforschung der Hieroglypheninschriften noch ganz unzulänglich. Auch Güterbock, Abh. Berl. Ak. 1935, 1, S. 83 hat vor einiger Zeit die Frage gestellt, ob die Hieroglypheninschriften der verschiedenen Epochen nicht verschiedene „Sprachen“ wiedergäben. Was jetzt Hrozný S. 115 als sprachliches Ergebnis vor allem seiner Feststellungen angibt, ist bei weitem nicht so gesichert, wie er dies hinstellt; s. die vielen Fragezeichen, die er selbst seinen Übersetzungen und Paradigmen beigefügt hat, auch in seinem zusammenfassenden Werk *Inscriptions hittites hiéroglyphiques* (1932–37). Ich verweise auch auf die mannigfachen Abweichungen in den Übersetzungen der verschiedenen neuen Bearbeiter der hieroglyphischen Inschriften: Bossert, Forrer, Gelb, Meriggi. Dies alles mahnt auch heutigentags noch zur größten Vorsicht; s. auch etwa Friedrich a. a. O. S. 38 f.

² Daß es nicht nur eine tote Monumentalsprache war, zeigen uns die Inschriften der Bleistreifen aus Assur; s. auch o. S. 30.

³ Man könnte hierzu auf die sprachliche Entwicklung des Ägyptischen ver-

nicht hat entziehen können; dieser muß sich in den syrischen Inschriften als den jüngsten naturgemäß am stärksten ausgewirkt haben. Ein mehr oder weniger starker Abstand der „hieroglyphisch-hethitischen Sprache“ von der Sprachform des Keilschriftethitischen wäre nach all dem sehr wohl verständlich. Bei meiner Hypothese würde sich die Anwendung des hieroglyphisch-hethitischen „Idioms“ durch die Großkönige des Hethiterreiches in feierlichen Inschriften am leichtesten erklären. In den Keilschrifttexten aus Boğazköy, die uns so manche Sprache erhalten haben, ist das Hieroglyphenhethitische jedenfalls bisher nicht festgestellt, denn es liegt auch nicht der geringste Anlaß vor, was Hrozný S. 117 nicht ausschließt, es mit dem Paläischen gleichzusetzen. Wir wissen zudem von dieser Sprache eigentlich nur, daß der Priester gelegentlich auch paläisch sprechen soll, aber nichts über den Charakter dieser Sprache.¹ Es wird uns also auch durch das kleinasiatische Inschriftenmaterial ein festumrissenes Volk der hieroglyphischen „Hethiter“ nicht bezeugt, sondern, soweit wir bisher urteilen können, wohl nur ein Sprachidiom.

Wenn übrigens Hrozný S. 141 glaubt, eine Reihe von Göttern wie die Kupapas (Kybele), den Santajas (Sandaš), den Apulunas (= Apollo), die Rutas (= Artemis), den Melasâtamas als spezielle Götter der hieroglyphischen „Hethiter“ feststellen zu können, die dann von anderen Völkern, und zwar auch von den Griechen, übernommen worden seien,² und insofern des Glaubens ist, die hieroglyphischen „Hethiter“ zu einem auch in ihrer kulturellen Eigenart greifbaren Gebilde ausgestalten zu können, so handelt es sich hierbei ebenso wie bei seinen Aufstellungen über eine besondere hieroglyphen-„hethitische“ Kunst (s. o. S. 27 A. 2) wieder nur um bloße Behauptungen ohne jeden Beweis. Denn wenn diese Götter auch in den Hieroglypheninschriften vorkommen, so ergibt sich natürlich hieraus nur ihre dereinstige Ver-

weisen, die sich anders in den Hieroglypheninschriften als in den kursiven ägyptischen Schriftgattungen vollzogen hat.

¹ Götze, Kleinasien S. 49 äußert sich über das Paläische m. E. noch zu sicher.

² Der Gott „Santajas“ soll sogar auch von den Protoindern in Mohenjodaro verehrt worden sein (Hrozný S. 14). Siehe auch u. S. 43.

ehrung im Hethiterreich und nichts anderes;¹ es handelt sich um Götter, für die man nicht einmal feststellen kann, ob einer von ihnen als spezieller alter Gott der indogermanischen Hethiter anzusehen ist.

Auch die hethitische Hieroglyphenschrift gibt keinen Anlaß, aus ihrem Vorhandensein ein altes Volk der hieroglyphischen „Hethiter“ zu erschließen. Ist uns doch die Schrift erst etwa seit der Mitte des 2. Jahrtausends v. Chr. bekannt, und wir haben bisher keinen Anhaltspunkt, ihre Entstehungszeit besonders hoch hinaufzudatieren. Damit entfällt schon jede Möglichkeit, diese Schrift, wie dies Hrozný S. 117 tut, mit irgendeinem Grade von Wahrscheinlichkeit als den einen Zweig der protoindischen Schrift anzusehen, die etwa 1000 Jahre früher angewendet worden ist, und im Anschluß an diese Feststellung die gemeinsame Wurzel der Hieroglyphenschrift einer ganz frühen Zeit zuzuteilen. (Siehe auch S. 54.) Wer sie geschaffen hat, läßt sich bisher noch nicht sicher feststellen. Götze hält sie auf Grund von allgemeinen Erwägungen für die Schrift der Churri, die diese mit nach Kleinasien gebracht hätten.² W. v. Soden (GGA 1938, S. 205 u. 215) bezweifelt diese Erklärung unter Hinweis auf die Denkmäler des Tell Halaf auf churrischem Gebiet aus der Mitte bzw. der zweiten Hälfte des 2. Jahrtausends v. Chr., mit denen die hethitische Hieroglyphenschrift nicht verbunden vorkomme; er hält es für möglich, daß die Schrift von den Keilschriftethitern geschaffen worden sei. Man könnte für seine These anführen, daß

¹ Über die Göttin Kubaba (dies ist die bessere Form) = Kybebe = Kybele s. z. B. die vorsichtigen Bemerkungen von Bittel und Naumann, Mitt. Deutsch. Orient. Gesellsch. 77 (1939) S. 26 ff.; s. ferner Götze, Kleinasien S. 192 u. 195. Über die Götter der indogermanischen Hethiter vgl. die Zusammenstellungen bei Götze a. e. a. O. S. 122 ff. Schmökel, Arch. f. Rel. 37 (1941) S. 5 ff. weist darauf hin, daß die genuinhethitischen Götter gegenüber den alten kleinasiatischen und anderen fremden Göttern im Hethiterreich entschieden zurücktreten. Bei Apulunas rechnet Hrozný, Arch. Orientální 8 (1936) S. 171 f. sogar mit der Möglichkeit, daß er ursprünglich ein babylonischer Gott gewesen sei, s. auch S. 141.

² Dieselbe These vertritt, ohne seinen Vorgänger Götze a. e. a. O. S. 166 zu erwähnen, auch Schmökel, Die ersten Arier im alten Orient S. 63. Seine einzelnen Angaben sind z. T. ungenau, so z. B. auch die Behauptung, daß die Inschriften in Kleinasien wesentlich seltener seien als die in Westmesopotamien (!) und Syrien; s. dagegen auch Friedrich a. a. O. S. 1 ff. München Ak. Sb. 1941 (Otto) 3

auf den beiden uns bekannten ältesten hethitischen Königssiegeln sozusagen hieroglyphische Symbole begegnen (s. o. S. 28 f.), und könnte hierin einen Ansatz zur Hieroglyphenschrift sehen, die dann freilich recht schnell als wirkliche Schrift ausgebaut worden wäre. Aber dem steht entgegen, daß wir hethitische Hieroglyphenschrift, und zwar gerade in altertümlichen Zeichenformen, bereits auf jenem in Kilikien gefundenen Siegel des Königs Išputaḫšu finden, das kaum jünger als die Siegel jener beiden hethitischen Großkönige ist. Ob dieser Išputaḫšu König von Kizvatna war, ist nicht sicher (s. o. S. 28 A. 3), aber er war wohl auch kein hethitischer Großkönig. Die Hieroglyphenschrift kann also auch von Königen Kleinasiens, die außerhalb des Großreiches standen, gebraucht worden sein, und zwar in einem Gebiet wie Kilikien, für das uns um die Zeit etwa um die Wende des 2. Jahrtausends v. Chr.¹ gerade churrische Namen urkundlich bezeugt sind.² So könnte man immerhin dieses Siegel für die Annahme der Beteiligung der Churri an der Schöpfung der hethitischen Hieroglyphenschrift verwerten. Aus dem Namen des Išputaḫšu, der protohattisch ist,³ läßt sich leider gerade im Hinblick auf nichtindogermanische Namen der hethitischen Großkönige kein Schluß auf das Volkstum seines Trägers ableiten, und somit verhilft auch er uns nicht weiter bei der Lösung der Frage nach den Schöpfern der Schrift. Zunächst gilt es eben, sich noch mit einem non liquet zu begnügen. Auf jeden Fall aber erweist sich das von Hrozný so entschieden herausgestellte Volk der hieroglyphischen „Hethiter“, das nach ihm von Indien über Syrien und Kleinasien bis nach Kreta von Bedeutung gewesen sein soll, als eines seiner $\varphi\alpha\nu\tau\acute{\alpha}\sigma\mu\alpha\tau\alpha$, mit dem, so lange nicht neues zwingendes Material zu dem bisherigen hinzutreten sollte, kein Historiker als einem festen völkischen Gebilde operieren sollte.

Nach alledem darf man wohl behaupten, daß die schwierigen völkischen Probleme und das Problem der Völkerwanderungen, die mit der Geschichte des alten Vorderasiens verknüpft sind,

¹ Die Zeit läßt sich nur ganz ungefähr angeben.

² Siehe hierzu die von Götze, *Journ. Amer. Orient. Society* 59 S. 1 ff. veröffentlichte Schenkungsurkunde aus Tarsus.

³ Siehe Sommer, *Indog. Forsch.* 55 (1937) S. 274 A. 3.

von Hrozný nicht gelöst, ja nicht einmal gefördert sind.¹ Es handelt sich hier um Fragen, die bei unserem nur geringen tatsächlichen Wissen nur mit allergrößter Vorsicht angegriffen werden dürfen, und für die auch, falls nicht ganz neues entscheidendes Material gefunden wird, sichere Entscheidungen zunächst noch nicht gefällt werden können. Hrozný geht dagegen so unvorsichtig wie möglich vor und mußte schon deshalb versagen.

¹ Hier sei wenigstens noch eine der vielen Hypothesen Hroznýs über Völkerwanderungen kurz gestreift. Auf Grund seiner Feststellungen über die Einflüsse der sumerisch-akkadischen Kultur (S. 47 ff., vgl. Arch. Orientalní 10 [1938] S. 369 ff.) behauptet er, daß einmal eine syrisch-babylonische Erobererschicht in Ägypten eingedrungen sei. Auch hierin sehe ich eine der bei Hrozný leider üblichen gefährlichen Überspitzungen. Siehe demgegenüber die vorsichtig alles einzelne abwägenden Ausführungen von A. Scharff, ÄZ 71 (1935) S. 89 ff., auch Hist. Zeitschr. 161 (1939) S. 24 ff. über den Einfluß der babylonischen Kultur auf die ägyptische in der Frühzeit. Ein solcher Einfluß läßt sich nachweisen, war aber nicht entscheidend für die Ausbildung der ägyptischen Kultur; die neueste Behandlung dieser Beziehungen durch J. Janssen, Ex Or. Lux 7 (1940) S. 319 ff. stellt gegenüber Scharff keinen grundsätzlichen Fortschritt dar. – Hrozný rechnet übrigens auch mit der Möglichkeit der Beeinflussung der ägyptischen Hieroglypheninschrift durch die babylonische Schrift (S. 41 u. 48), wie es denn auch nach ihm nicht ausgeschlossen ist, daß sich unter dem Einfluß der babylonischen Schrift auch die chinesische Bilderschrift ausgebildet hat!

III

DIE ANTHROPOLOGISCHEN AUFSTELLUNGEN HROZNÝS

Ebenso wie bei der Erörterung der völkischen Probleme versagt Hrozný auch bei dem Versuch, die von ihm behandelten Völker anthropologisch zu erfassen. So unbedingt notwendig ein solcher Versuch ist¹ und so wenig auf diesem wichtigen Gebiet früher geleistet worden ist,² freilich auch geleistet werden konnte, weil man seinerzeit bei Ausgrabungen zwar jede Topfscherbe sorgfältig aufgehoben und bearbeitet hat, aber die Skelettreste der Menschen, die an den betreffenden Ausgrabungsorten gelebt haben, nicht ebenso sorgfältig geprüft hat,³ so ist doch hier auch

¹ Von den verschiedenen Versuchen, die auf diesem Gebiet bisher gemacht worden sind, möchte ich wenigstens einiges anführen. Eine Zusammenfassung, wie sie seinerzeit C. V. Arriens Kappers, *An introduction to anthropology of the near East* (1934) versucht hat, ist schon wieder überholt. Ein zusammenfassendes geistesgeschichtliches Werk wie das von M. Semper, *Rassen und Religionen im alten Vorderasien* (1930) ist nicht geglückt; sehr viel vorsichtiger gibt sich übrigens Semper in seinem Aufsatz „Zur Rassengeschichte der Indogermanen Irans“ in *Festschrift für H. Hirt* S. 340 ff. Siehe dann etwa auch die neuerdings erschienene, vom Einzelnen ausgehende Abhandlung von W. M. Krogman, *Racial types from Tepe Hissar Iran from the late 5. to the early 2. millenium B. C.* (*Verh. Amsterd. Akad. d. Wiss.* 1940). Auch die zusammenfassende spezielle Arbeit von H. F. K. Günther, *Die nordische Rasse bei den Indogermanen in Asien* (1934), ist gerade in ihren historischen Teilen nicht immer kritisch genug und bedarf dringend der Erneuerung.

² Ein besonders augenfälliger Beleg hierfür war für mich immer das Werk eines so hervorragenden Altertumsforschers und Kenners des alten Orients wie Eduard Meyer über „Sumerer und Semiten in Babylonien“ (*Abh. Berl. Ak.* 1906); E. Meyer hat die zu lösenden Fragen viel zu einfach gesehen, und deshalb ist auch sein Versuch nicht geglückt.

³ Es ist kennzeichnend, daß die hervorragenden Ausgrabungsberichte über Dura (*Excavations at Dura-Europos. Reports*) bisher keine anthropologische Untersuchung über die Skelette der seinerzeit in dem Minenkrieg um Dura verschütteten römischen Soldaten gebracht haben, obwohl diese Untersuchung für die so viel erörterte Frage nach der Rassenmischung im *imperium Romanum* um die Mitte des 3. Jahrhunderts n. Chr. von größter Bedeutung sein könnte.

jetzt noch allergrößte Vorsicht am Platze, sowohl wegen des unzureichenden und oft nur schwer zu deutenden Materials an vorhandenen Skeletten¹ als auch wegen der Schwierigkeit sicherer anthropologischer Deutung von Menschendarstellungen in der alten Zeit. Darf man doch für die Frühzeit nicht nur nicht mit wirklichen Porträts rechnen, sondern man sollte auch die Anwendung der modernen Physiognomik bei Menschendarstellungen dieser Zeit im allgemeinen unterlassen. Rassenmerkmale lassen sich aus diesen zumeist nur gelegentlich ablesen. Es gilt jedenfalls, so vorsichtig wie nur möglich zu verfahren.² Begegnen doch sogar in der griechischen Kunst erst im späteren Verlauf der klassischen Zeit die ersten Versuche, lebenswahre Bildnisse zu gestalten.³ Der Historiker, der hier urteilen will, muß zudem

¹ Siehe z. B. die gelegentliche Bemerkung bei Christian, Altertumskunde des Zweistromlandes I S. 129 über die Schädelfunde von Tell Arpatschije.

² So weist z. B. neuerdings auch Christian a. a. O. I S. 147 bezüglich der Verwertung von Menschendarstellungen aus Dschemdet Nasr mit Recht darauf hin, daß die hier sich findende, stark gekrümmte Nase als brauchbares anthropologisches Material infolge der Primitivität der Körperdarstellung nicht ohne weiteres verwertet werden darf. Es sei übrigens zu solchen primitiven Darstellungen hier auch an die Kinderzeichnungen erinnert, bei denen eine stark entwickelte Nase bei der Darstellung des Gesichtes oft eine sehr große Rolle spielt. Hinweisen möchte ich dazu auch auf die beiden aus der Verfallzeit von Ras Šamra, aus der Zeit nach etwa 1200 v. Chr., gefundenen kleinen Silberstatuetten; die bei beiden sich findenden unförmigen, schnabelförmigen Nasen sind ein Zeichen des Verfalls der Kunst in Ras Šamra in dieser Zeit und nicht zu anthropologischen Folgerungen über die damaligen Bewohner des Ortes zu verwerten. Siehe die Abbildung dieser Statuetten bei J. Friedrich, Ras Šamra (1933) auf Taf. 8. Hrozný S. 64 glaubt freilich, daß schon den Sumerern der ältesten dynastischen Zeit gut gelungene Porträts zu verdanken seien. Christian a. a. O. I S. 326 hält dies wenigstens bei Köpfen der sog. Akkadzeit für möglich, wobei er allerdings zugeben muß, daß uns bei ihnen etwas Unwirkliches entgegentritt. Wichtige grundsätzliche Bemerkungen zu der Frage, ob man für die Frühzeit mit wirklichen Porträts rechnen darf und ob man moderne Physiognomik bei alten Menschendarstellungen anwenden und Rassenmerkmale aus ihnen herauslesen darf, bietet für die ägyptische Kunst A. Scharff, *Egyptian portrait sculpture in Antiquity* 11 (1937) S. 174 ff., Typus und Persönlichkeit in der ägypt. Kunst, Arch. f. Kulturgesch. 29 (1939) S. 1 ff. und in meinem Handbuch der Archäologie I S. 501; er beantwortet die Frage in negativem Sinne. Grundsätzlich hat Scharff recht, wenn er auch vielleicht in einzelner zu skeptisch ist.

³ Siehe hierzu meine Hinweise in Sitz.-Ber. Bayer. Akad. Phil.-hist. Abt.

wenigstens einigermaßen anthropologisch geschult sein. Nur an einigen wenigen Beispielen sei hier die Berechtigung meines Urteils über Hroznýs Aufstellungen aufgezeigt.

Auf S. 24 spricht Hrozný von den Menschen, die am Ausgang der mittleren Steinzeit in Palästina gelebt hätten; sie seien langköpfig gewesen und zeigten negroide Beimischung. Er vermutet, es seien dies die Hamiten, die durch die schwarze Rasse beeinflusst, sich vielleicht auf dem Durchmarsch nach Ägypten befunden hätten. Da nach ihm die Urheimat der Hamiten das asiatische Transkaukasien gewesen ist,¹ fragt man sich, wie sie zu dem negroiden Einfluß gekommen sind. Das Problem, wo die Entstehung der Negerrasse zu lokalisieren sei, was man unter ihr zu verstehen habe, seit wann die Neger für die Ägypter, die er ohne jede Einschränkung als Hamiten auffaßt,² als ein sie rassisch beeinflussender Volksbestandteil in Betracht kämen, scheint für ihn gar nicht zu bestehen.³ Entsprechend seiner Hypothese von Zentralasien als „Wiege der Menschheit“ sind letzten Endes freilich auch Neger und Halbnegervölker von dem Fuße des Himalaya aus in Afrika eingewandert.

Auch seine weiteren Bemerkungen über die völkischen Verhältnisse des frühhistorischen Palästina (S. 26) sind nicht glücklich. Was besagt neben der Nennung der Semiten, die er ohne weiteres einmal als sprachliche Gemeinschaft, ein anderes Mal als rassische Gruppe faßt (s. S. 29, 34, 49, 57, 106),⁴ die Hervorhebung einer

1940 Heft 6 S. 69 und seitdem die Ausführungen von Schweitzer, *Antike* 17 (1941) S. 77 ff., im Anschluß an die neugefundene Themistoklesherme in Ostia.

¹ Siehe S. 49, 50, etwas anders S. 56, aber auch sogar schon in einer Bemerkung auf S. 49. Vgl. auch die Ausführungen oben auf S. 23 A. 2 über den Gebrauch des Wortes „Urheimat“ durch Hrozný.

² Siehe zu diesem Problem, das Hrozný wieder einmal vereinfacht, schon meine eigene Stellungnahme, *Kulturgesch. d. Altert.* S. 21 f. Wie schwierig die hier zu lösenden anthropologischen Fragen sind und wie vorsichtig man bei ihrer Lösung vorgehen muß, dafür sei nur auf Winkler, *Völker u. Völkerbewegungen im vorgeschichtlichen Ägypten im Lichte neuer Felsbilderfunde* (1937), sowie auf W. Hölscher, *Libyer u. Ägypter* (1937) verwiesen.

³ Siehe z. B. bezüglich des Verhältnisses der Neger zu den Ägyptern die grundlegenden Ausführungen von Junker hierüber, die schon 20 Jahre zurückliegen, in *Journ. Egypt. Arch.* 7 (1921) S. 121 ff.

⁴ Skulpturen aus Uruk, die Männer armenoiden Typus darstellen, re-

Bevölkerung offensichtlich nördlichen Ursprungs in Palästina? Bedeutet doch die Bezeichnung „nördlich“ für Rassenfragen nichts. Hrozný scheint übrigens, wenn er von nördlichem Ursprung spricht, einfach an das von ihm immer wieder als Ausgangspunkt von Völkern herangezogene Transkaukasien zu denken (S. 29 f.). Als Merkmal für nördlichen Ursprung führt er in diesem Zusammenhange das Vorkommen einer kleinen, ein wenig eingedrückten Nase auf einer aufgefundenen Tonstatuette an und denkt deshalb an europäischen Ursprung, für den er aber auch eine armenoide Nase eines Gesichts auf einem Relief einer Urne verwertet (S. 27 f.)!¹

Die beiden großen Wellen der Sumerer, die nach Hrozný hintereinander nach Babylon gekommen sind, sind nach ihm auch rassisch voneinander verschieden (S. 58 f.). Die erste Welle sei langköpfig gewesen und weise vielleicht auf eine protoindogermanische Komponente hin;² sie werde der orientalischen Gruppe der sog. Mittelmeerrasse zugeteilt, die indes nach Hrozný eher vielleicht nördlichen Ursprungs ist (S. 44 f.)! Die zweite Welle sei stark mit der kurzköpfigen Bevölkerung des kaukasisch-anatolisch-mesopotamischen Umkreises gemischt (s. auch S. 44); sie könnte teils turanischen, teils armenoiden Ursprungs sein (S. 59, sowie S. 45).

Das sumerische Volk sei wohl irgendwo in der Kirghisensteppe in dem Grenzgebiet der ältesten langköpfigen Indogermanen und der kurzköpfigen Turanier entstanden (S. 59). Demgegenüber

präsentieren Hrozný (S. 46) zufolge den semitischen Typus; nach den Angaben auf S. 57 gehören die Semiten aber zur orientalischen Variante der Mittelmeerrasse! Der semitische Typus entspreche nicht dem jüdischen Typus, der durch die Mischung mit einer kurzköpfigen, großnasigen Bevölkerung entstanden sei – hierin hat er Recht –, und werde im Altertum durch die Akkader-Babylonier repräsentiert; der semitische Typus sei ein Typus, der nicht allzusehr von dem indogermanischen abweiche.

¹ Vgl. hierzu wieder das auf S. 29 über die armenoide Rasse Bemerkte; s. auch S. 46 über die Armenoiden.

² Siehe S. 39 u. 58; auf S. 58 bemerkt er freilich, daß sie vor allem langköpfig gewesen seien. Auf S. 44 ff., wo er einen zwiefachen anthropologischen Typus der Sumerer herausstellt, den offenbar älteren langköpfigen und den vielleicht jüngeren kurzköpfigen, spricht er von der Mischung der älteren langköpfigen Schicht mit der kurzköpfigen, die aber bereits während der Wanderung, jedenfalls vor dem Einströmen in die mesopotamische Ebene, erfolgt sei.

sieht er freilich in den kurzköpfigen Skeletten aus Aladscha-Höyük die ersten möglichen Anzeichen einer indogermanischen Bevölkerung (S. 119),¹ die sich jedoch „in bezug auf die Rasse in beträchtlichem Maße mit der kurzköpfigen subaräischen oder churritischen Bevölkerung“ gemischt hätten,² wie denn auch das nach ihm älteste indogermanische Volk, die Protoinder von Mohenjodaro (protoindische Kuschiten) in anthropologischer Hinsicht durch Skelette des langköpfigen Mittelmeertypus sowie solche des kurzköpfigen alpinen Typus repräsentiert werden (S. 55)!

All diesen allgemeinen Angaben gegenüber kann ich eigentlich nur erinnern an den alten, durch den Volksmund umgestalteten Ausdruck Adolf Müllners: Erkläret mir, Graf Örindur, diesen Zwiespalt der Natur. Ich breche daher ab. Ich habe versucht, so wörtlich wie möglich Hroznýs Ansichten wiederzugeben. Wer sie unbefangen auf sich wirken läßt, wird zugeben müssen, daß auf dem von Hrozný beschrittenen Wege kein Vorankommen für die Erkenntnis der anthropologischen Fragen der ältesten vorderasiatischen Geschichte besteht, sondern daß nur die größte Verwirrung entstehen kann, da Hrozný selbst keine klaren Auffassungen hat. Die Geschichtswissenschaft hat in der Mehrzahl ihrer Vertreter viel zu lange die Rassenforschung vernachlässigt;³ beide Wissenschaften sind lange Zeit nebeneinander und nicht miteinander gegangen, und dies macht sich auch heutigentags noch bemerkbar. Jetzt, wo man versucht, das Versäumte nachzuholen, wo aber noch vieles, auch gerade das schwierige Problem der Substanzänderung des Volkskörpers durch fremdes Blut, die Bedeutung der Rassenmischung für die Entwicklung der Kultur⁴ der näheren Klärung bedarf, erscheint es besonders dring-

¹ Auf S. 53 teilt er kurzköpfige Skelette aus Gräbern von Aladscha-Höyük der chattischen, vorhethitischen Zeit, also einer nichtindogermanischen Periode zu (s. auch S. 109 u. 118). Freilich spricht er in direktem Anschluß hieran von den langköpfigen Skeletten der Chattier aus Alischar, die vorindogermanisch seien.

² So muß man doch wohl den sprachlich unmöglichen Satz konjizieren.

³ Auf einen vor etwa 100 Jahren wirkenden Forscher, der bereits für die Bedeutung der Rasse für die Geschichte eingetreten ist, auf Zachariae von Lingenthal, habe ich schon in der DLZ 1937 Sp. 1170 f. verwiesen.

⁴ Sehr positiv beurteilt die Folgen der Rassenmischung, wenn diese unter bestimmten günstigen Voraussetzungen erfolgt, z. B. ein so wissens-

lich, daß, ebenso wie die Historiker sich biologische Kenntnisse aneignen müssen, man von den Biologen, die auf historischem Gebiet mitsprechen wollen, eine gute historische Schulung erwarten darf. Wer über diese doppelte Ausbildung nicht verfügt, der kann die neue Forschungsrichtung geradezu diskreditieren infolge des vielen Unhaltbaren, aber auch schon wegen der sehr vielen Halbwahrheiten, die er vorträgt.

Zum Schluß dieses Abschnittes möchte ich doch auch noch eine einzelne anthropologische Angabe Hroznýs anführen, um seine Arbeitsweise an einem historisch besonders wichtigen Beispiele zu beleuchten. Er erwähnt auf S. 124 die Verheiratung Thutmosis' IV. mit der Tochter des Mitannikönigs Artatama I. – dieser ja der Träger eines arischen Namens – und schließt hieraus ohne weiteres, daß in den Adern Amenophis' III., der ihm auf dem ägyptischen Throne gefolgt ist, arisches Blut geflossen sei; es wäre damit für dessen Sohn, den bekannten Reformkönig Amenophis IV., eine Arierin als Großmutter erwiesen. Bei dieser von völkischen Gesichtspunkten aus natürlich sehr bedeutsamen Feststellung deutet jedoch Hrozný nicht einmal an, daß man sich immer noch darüber streitet, ob Amenophis III. wirklich der Sohn des 4. Thutmosis gewesen sei.¹ Aber selbst für den, der dies annimmt, besteht noch kein Anlaß, die uns namentlich bekannte Mutter Amenophis' III., Mutemua, mit jener Tochter des Artatama, die den 4. Thutmosis geheiratet hat, gleichzusetzen; denn ausländische Prinzessinnen sind zur Zeit der 18. ägyptischen Dynastie nach allem, was wir wissen, noch nicht zur Hauptgemahlin erhoben worden.²

reicher Psychiater wie E. Kretschmer, *Geniale Menschen* (1929) S. 73 ff. unter Anführung eines reichen Materials. Auch der, der Kretschmers einzelnen Ergebnissen skeptischer gegenübersteht, wird auf Grund seiner Ausführungen zugeben müssen, daß wir nur durch sorgfältigste Sichtung des vorliegenden Materials die nötigen Grundlagen für die Gewinnung allgemeiner Formulierungen schaffen können und nicht allein durch Intuition und dogmatische Aufstellungen. Nur so verliert man sich nicht in Ideologien, die biologisch nicht genügend fundiert sind.

¹ Zu dieser Frage s. etwa die bei Bilabel, *Gesch. Vorderas. u. Ägypt.* S. 48 angeführte Literatur; ferner auch E. Meyer, *Gesch. d. Altertums II*¹ S. 149.

² Siehe zu diesem Problem Pridik, *Mutemwija* (1924).

IV

KRITIK AN EINZELNEM UND AN DER GRUNDSÄTZLICHEN EINSTELLUNG

Gegenüber den bisherigen Bedenken, die ich gegen Hroznýs Buch erhoben habe, verlieren naturgemäß alle Einzeleinwände an Bedeutung. Es würde zudem auch hier ein neues Buch nötig sein – ich verweise auf meine Ausführungen über die hieroglyphischen „Hethiter“ (s. o. S. 24 ff.) –, wenn man versuchen wollte, alles anzumerken und einzurenken. Einiges wenige möchte ich aber doch noch anführen. So sei hier einmal Widerspruch erhoben gegen Hroznýs Deutung (S. 88, 92) des babylonischen Welterschöpfungsepos, das letzten Endes „die siegreichen Kämpfe der semitischen Babylonier über die Sumerer verewigte“, eine Deutung, bei der die wichtige Frage der Entstehung dieses Epos ganz verwischt wird. Ferner führe ich hier an die viel zu sichere Entscheidung des schwierigen Hyksosproblems, das Hrozný ohne weiteres durch Gleichsetzung der Hyksos mit den Churritern lösen zu können glaubt (S. 112 u. 124).¹ Dann sei noch erwähnt die das Wesentliche gar nicht erfassende Kennzeichnung der orientalischen Hierodulen als „Priesterinnen der Liebe“ (S. 93 u. 134).² Eine kulturgeschichtlich so wichtige und viel verhandelte Frage wie die nach der Heimat der Eisen-technik, den Vorgängen ihrer Entstehung und der Zeit, in der sie erfolgt ist, wird von Hrozný nur gestreift (S. 139), obwohl gerade in neuerer Zeit Zweifel an der weitverbreiteten Ansicht, daß Vorderasien als Heimat in Betracht käme, geäußert worden

¹ Siehe demgegenüber v. Bissing, Arch. f. Orientf. 11 (1937) S. 325 ff., der mit Recht die Hyksos gerade als ein völkisch nicht einheitliches Volkselement kennzeichnet.

² Zu dem Begriff der Hierodulie s. meine kurzen vorläufigen Bemerkungen im Sitz.-Ber. Bayer. Ak. Schlußh. 1934 S. 14. Hoffentlich kann ich die dort angekündigte Abhandlung, die den Versuch macht, den Begriff grundsätzlich zu klären, die ich aber wegen anderer Arbeiten bisher noch nicht ganz zu Ende führen konnte, bald vorlegen.

sind.¹ Und schließlich glaube ich noch als besonders bedeutsam hervorheben zu müssen, daß Hrozný immer wieder bemüht ist, auf Grund unzulänglichen Beweismaterials orientalische Vorbilder für Griechisches aufzuweisen. So erinnert nach ihm der hethitische Mondgott mit seinem Namen Armas² an den Gott Hermes (S. 140), die „hieroglyphen“ hethitische Göttin Rutas sei allem Anschein nach das Prototyp der Artemis (S. 141), Prometheus ist für ihn nichts anderes als ein griechischer Reflex des sumerisch-akkadischen Gilgameš (S. 60), und diesen findet er auch wieder in dem herumirrenden Odysseus;³ die letztere These ist gleichsam eine Wiederaufnahme der wohl allgemein abgelehnten Hypothesen in Jensens Buch über das Gilgameš-Epos.⁴

Derartige Aufstellungen über den Einfluß des alten Orients auf Griechenland hängen m. E. mit dem grundsätzlichen Denken

¹ Allerlei Material aus der Literatur zu diesem Problem hat gerade jetzt W. Witter, *Forsch. u. Fortschr.* 1941 S. 213 ff. zusammengestellt, der seinerseits die Auffassung vertritt, die Eisentechnik sei an der oberen Donau zu Hause.

² Hrozný sagt, der hethitische Mondgott habe, wie es scheint, unter anderem den Namen Armas geführt. Die Führung dieses Namens kann man sogar als gesichert ansehen; eine andere Frage ist es, ob wir in ihm einen echthethitischen Namen zu sehen haben. Bei den Churri findet sich der Name nicht.

³ Auf S. 92 äußert sich Hrozný vorsichtiger als auf S. 142/43; solche Diskrepanzen finden sich eben immer wieder bei ihm, wie übrigens auch mancherlei unnötige Doppelungen, ein Zeichen der nicht genügenden Ausgeglichenheit des Ganzen.

⁴ Gegen Jensens Methode habe ich mich schon in DLZ 1908 Sp. 2480 ausgesprochen. Daß das Gilgameš-Epos in Kleinasien bekannt gewesen ist, zeigt seine Übersetzung ins Hethitische und ins Churritische, die wir durch die Boğazköy-Texte kennen. Es kann trotz des Zusammenbruches des Hethiterreiches und trotz des durch ihn im nichtgriechischen Kleinasien bewirkten, längere Zeit andauernden Kulturrückganges natürlich auch den griechischen Kolonisten des 1. Jahrtausends v. Chr. in Kleinasien bekannt geworden sein, wenn auch jener Zusammenbruch sozusagen eine große Barriere zwischen ihnen und den alten Kulturstätten Vorderasiens geschaffen hat. Aber wegen dieser eventuellen Kenntnis das Odysseusmotiv, diesen echten Fabel- und Märchenstoff, einfach aus dem Gilgameš-Epos abzuleiten, ist ein böser Fehlschluß. Über die Odyssee und das Odysseusmotiv s. jetzt die vortrefflichen Ausführungen von P. Von der Mühl, *Pauly-Wissowa Suppl.* Bd. VII Sp. 696 ff. s. v. Odyssee, sowie seinen Vortrag „Die Dichter der Odyssee“ (1940); dann auch E. Wüst, *Pauly-Wissowa XVII* S. 1905 ff.

Hroznýs zusammen, das er in seinem Werke zum Ausdruck bringt; sie sind insofern sozusagen symptomatisch. Denn am Beginn seiner Ausführungen steht das Bekenntnis von dem besonderen Interesse, das die Geschichte des alten Orients und vor allem die des alten Vorderasiens für jeden haben müsse, der die Entwicklung der menschlichen Kultur überschaue. Das Studium dieser Geschichte führe zu den Wurzeln unserer heutigen Zivilisation, stelle die Entstehung ihrer einzelnen Komponenten fest. Und im Schlußabschnitt findet sich sogar in Sperrdruck die Behauptung: Die sumerisch-akkadische Kultur ist ein Leuchtturm, dessen Strahlen in größerem oder kleinerem Maße die ganze antike Kultur durchleuchten. Hrozný schließt sein Buch mit dem vor einigen Jahrzehnten besonders oft angeführten Satz, den man schon abgetan glaubte: *ex Oriente lux!*

So unbestreitbar auch mir der kulturelle Einfluß zu sein scheint, der vom alten Orient als einem großen Kulturzentrum ausgegangen ist – ich erinnere statt vieler möglichen Einzelheiten,¹ die sich anführen ließen, hier nur etwa an Menghins Ausführungen in seiner Weltgeschichte der Steinzeit (S. 128 ff.) über die Entstehung der Stadtkultur im Gebiet des alten Orients und ihre Ausbreitung von dort nach Europa –, so übertrieben ist eine Wertung, wie sie Hrozný ausspricht. Zum Schluß sei noch an einer Einzelheit dieses Nichtmaßhaltenkönnen Hroznýs beleuchtet.

Hrozný (S. 155) hat grundsätzlich recht mit seiner Annahme, daß die einfache alphabetische Schrift letzten Endes auf die Phöniker zurückzuführen sei.² Wenn er dann aber die Behauptung

¹ Soeben hat Dornseiff, *Geistige Arbeit* 1941 Nr. 14 S. 8 sich bemüht, diese Einzelheiten zusammenzustellen; auf eine Nachprüfung des Zusammengestellten hinsichtlich seiner Bedeutung und Stichhaltigkeit kann ich hier nebenbei natürlich nicht eingehen.

² Seine Formulierung trägt freilich dem schwierigen Problem, das die Erfindung der reinen Konsonantenschrift noch immer dem Forscher stellt, nicht genügend Rechnung; es ist immer noch stark umstritten und größte Vorsicht in allen Einzelheiten ist jedenfalls geboten. Siehe schon meine Bemerkungen *Hist. Zeitschr.* 146 (1932) S. 229 ff.; gegen Sethes einschlägige Aufstellungen in seinem nachgelassenen, von Schott herausgegebenen Werke „*Vom Bilde zum Buchstaben. Die Entstehungsgeschichte der Schrift* (1939)“ lassen sich auch beträchtliche Einwendungen erheben.

aufstellt, die Phöniker hätten auf ihren Handelsfahrten Europa mit dieser ihrer glänzenden Erfindung bekanntgemacht, so übertreibt er wieder einmal. Unser heutiges europäisches Alphabet geht ja bekanntlich nicht direkt auf die Phöniker zurück. Sind es doch die Griechen, die ihrem innersten Wesen entsprechend auch bei der Übernahme der phönikischen Schrift dieses ihnen Neue nicht einfach mechanisch rezipiert, sondern entscheidend weiterentwickelt und die Schrift durch diese Weiterentwicklung so verbessert haben, daß sie ein besonders brauchbares und einfaches Werkzeug zur Wiedergabe aller Laute werden konnte. Nicht das phönikische Alphabet, sondern eines der verschiedenen griechischen Alphabete, die sich aus jenem entwickelt haben, das chalkidische, hat die Grundlage der späteren europäischen Schriftentwicklung abgegeben. Durch die Anwendung dieses Alphabets in der chalkidischen Kolonie Kymai und den Einfluß, den das kymaeische Alphabet auf ganz Italien, sei es indirekt auf dem Umwege über die Etrusker, sei es direkt durch die Beeinflussung Roms, ausgeübt hat, hat dieses griechische Sonderalphabet die Schaffung der modernen europäischen Alphabete bewirkt, wobei freilich infolge seiner Übernahme durch die Etrusker sich auch ein gewisser etruskischer Einfluß geltend gemacht hat.¹

Ich habe mich verpflichtet gefühlt, meine Ablehnung des Hroznýschen Werkes so deutlich wie möglich auszusprechen, und zwar gerade auch deshalb, weil es sich bei ihm um einen weithin bekannten und angesehenen Gelehrten handelt, dem die dem Problem ferner Stehenden nur allzu leicht Vertrauen schenken könnten. Aber: *Plato amicus, magis amica veritas*. Ich bin bei der Ablehnung absichtlich vor allem auf das Allgemeine eingegangen und habe Einzelnes nur nebenbei erwähnt. Ich verkenne natürlich nicht, daß das Werk auch gelungenere Partien enthält, daß auch manche der hypothetischen Aufstellungen Anregungen enthalten, die weiter zu verfolgen die Forschung bemüht sein sollte. Und ich will sogar zugeben, daß die eine oder andere zunächst fast phantastisch wirkende Kombination

¹ Siehe hierzu etwa A. Rehm in meinem Handbuch d. Archäologie I S. 206 f.

sich noch einmal als nicht ganz unmöglich erweisen könnte; nur hätte sie in diesem für einen größeren Kreis bestimmten Werke ohne eingehendste Begründung noch nicht vorgebracht werden dürfen. Ich habe den Gelehrten Hrozný immer hoch eingeschätzt und habe vor etwa einem viertel Jahrhundert als einer der ersten die grundlegende Bedeutung seiner sprachlichen Erklärung der hethitischen Keilschrifturkunden von Boğazköy anerkannt.¹ Die geniale Pionierarbeit, die er damals geleistet hat, wie seine weiteren Arbeiten auf dem Gebiete der hethitischen Philologie, mag man auch gar manchem seiner einzelnen neueren Ergebnisse skeptisch gegenüberstehen, werden ihm für immer einen ehrenvollen Namen innerhalb der Vertreter der vorderasiatischen Philologie sichern. Der Philologe Hrozný hätte sich aber nicht als Historiker betätigen sollen; auf dem Gebiete der Geschichte hat sich die Kombinationsgabe, die ihn bei seinen sprachlichen Arbeiten vorangeführt hat, seine ausgesprochen kombinatorische Methode geradezu unheilvoll ausgewirkt.

¹ Siehe Hist. Zeitschr. 117 (1917) 198 ff. u. 465 f.

NACHTRAG

Zu S. 6 A. 3, 7 A. 1, 22 A. 4 u. 35 A. 1: Nachdem der Druck bereits abgeschlossen war, ist ein neuer wichtiger Beitrag von A. Scharff zu der Frage nach den Beziehungen zwischen den vor- und frühgeschichtlichen Kulturen Ägyptens und Mesopotamiens erschienen, der auch die einschlägigen chronologischen Fragen noch einmal anschneidet (Die Frühkulturen Ägyptens und Mesopotamiens [1941]). Diese Abhandlung bietet neues Material zu den früheren Aufstellungen Scharffs und bekräftigt die grundsätzliche Richtigkeit der in diesen vertretenen Auffassungen; sie erweist weiter die Bedeutung der vergleichenden Archäologie als Hilfsmittel für die Festlegung der chronologischen Ansätze der Frühzeiten in Ägypten und Mesopotamien. Soweit ein schneller Einblick im letzten Augenblick ein Urteil gestattet, glaube ich in allen wesentlichen Punkten mit Scharff einig zu sein; irgendeine Änderung meiner eigenen einschlägigen Ausführungen erscheint mir jedenfalls nicht nötig.

Zu S. 8: Wie schwierig die Behandlung der Probleme der Frühzeit Palästinas ist, zeigt mir auch wieder die soeben erschienene Abhandlung A. Jirkus, Die ältere Kupfer-Steinzeit Palästinas und der handkeramische Kreis (1941); auch bei Jirku findet sich sehr viel Hypothetisches. Nur vorichtigste Einzeluntersuchung unter Vorlegung des ganzen Materials kann uns hier voranführen. In Werken allgemein orientierenden Charakters ist daher größte Vorsicht am Platze; Hrozný hätte, was ich schon angedeutet habe, wahrlich besser getan, wenn er sich in einem Buche, wie er es vorlegt, möglichst zurückgehalten hätte.

Zu S. 33 f.: Soeben veröffentlicht Friedrich, Arch. f. Orientf. 13 (1940) S. 328 f., wenn auch mit allem Vorbehalt, eine neue Vermutung über den Ursprung der hethitischen Hieroglyphenschrift; ihr zufolge könnte diese Schrift, die ja in ihrem für uns gut greifbaren Stadium ebenso wie die babylonische Keilschrift und die ägyptische Schrift aus Ideogrammen, Determinativen und Lautzeichen zusammengesetzt ist, in ihren Grundsätzen bereits im protohattischen Kulturkreis entstanden sein. Für sehr wahrscheinlich kann ich freilich diese Hypothese zunächst nicht ansehen; es ließe sich mancherlei Grundsätzliches gegen sie einwenden, jedenfalls bedarf sie noch einer sehr viel stärkeren Begründung, als sie Friedrich bisher zu bieten vermag.